

"Es hieß, man könne sich, um als Künstler berühmt zu werden, ins Guggenheimmuseum einkaufen. E musste in Kunstmuseen Eintritt bezahlen. Künstler erhielten gewöhnlich keine Ermäßigung. Sie hatte einem Jongleur eine Münze hingeworfen und musste Pfennige in Jackentaschen suchen, damit das Geld für eine Eintrittskarte reichte. In Museen hingen Bilder von Künstlern, die berühmt gemacht worden waren. Es wurde immer seltener, dass Kunst einen Neureiz auslösen konnte. In einer Galerie waren in einem Gefäß Saft von frisch gepressten Zitronen und fast unsichtbare Fäden.

E hatte in Berlin vor einer verschlossenen Wohnungstür gestanden. Sie ging in die Kneipe. Am Tisch saß ein Ehepaar, Alkoholiker, Gesichter zerfurcht. Sie sprachen über 'van Gugh' oder 'van Gosch', sie einigten sich nicht. Sie erzählten von Sonnenblumen, die in Wirklichkeit gemalte Augen sind.

E wurde auf der Straße von einer Frau gefragt, ob sie Slip-Einlagen trage, sie hielt ihr ein Paket hin. 'Testen Sie!' Kunst machen: Slipeinlagen verteilen, tragen lassen, einsammeln, desinfizieren, ausstellen. Frauen fragen, was sie gern ausscheiden würden. Weiberkunst. Was tun? Sie ließ den Packen Slip-Einlagen in einen Papierkorb gleiten. E behauptete, Männer würden Künstlerinnen nur eine Chance geben, wenn sie Weiberkunst fertigen. Kunst aus Kleidern, Selbstdarstellungen.

Nach dem Mauerfall sah E verhüllte Häuser. Neugier, Lust mit Verhüllungen zu arbeiten. Ein Künstler verhüllte den Reichstag. Ein Film zeigte: Brennendes flog durch die Luft, brannte ein Loch in die Folie. Der Film durfte nicht gezeigt werden. Es durfte nur ein Film gezeigt werden, in dem er Nebenthema war, das heißt, der Filmemacher ließ sich von Gino Hahnemann interviewen und zeigte im Interview den Film, der den verhüllten Reichstag und Brennendes zeigte.

Steuerzahler sollten grüne Laserstrahlen, die sich über dem Reichstag kreuzen und psychedelische Musik finanzieren. Der Bundespräsident und der Präsident der Akademie der Künste hätten zugestimmt. 'Behübschung statt Gesellschaftskritik?' E fand Künstler albern, die behaupteten, mit Arbeiten nichts aussagen zu wollen. Arbeiten sagen Unbewusstes.

E hatte als Kind gezeichnet, gemalt, das hatte geendet, als ein Lehrer in ein

Städtebild für Bildharmonie einen Hubschrauber gezeichnet und den Hubschrauber später kritisiert hatte. Sie wählte Zeichnen ab. Sie wählte Musikunterricht. Sie musste zuhören, Lebensdaten lernen. Wenn gesungen wurde, bewegte sie nur Lippen. Als Schüler einzeln singen sollten, wurde sie krank. Sie musste singen. Sie hatte geraucht. Mitschüler reagierten fasziniert. E's Stimme gehorcht ihr beim Singen nicht.

Sie legte Papier und Stift vor sich, zeichnete nicht. Der Parteisekretär sagte, ihre Post werde kontrolliert. 'Albern.' Ein Brief kam nicht an. E schrieb nur noch: 'Mir geht es gut. Wie geht es euch?' Keine Antwort. Sie begann, Karten zu bemalen, legte sie zu Zweizeilenbriefen, erhielt Antworten. Sie sah, dass die Bildchen da und dort auf Schreibtischen und Regalen standen. Sie zeichnete mit Hilfe von einem Linienwirrwar, Augen, Hut... Menschen, Katzen, Ratten, Fische, Vögel. Sie zeichnete so, dass die Bilder harmonisch wirkten. Wer genauer hinsah, sah eine zerstörte Welt. Augen Fische, Hände Quirl, Fuß eine Ratte...

Der Verantwortliche für Literatur Berliner Senat schlug vor, Bilder ausstellen zu lassen. E hätte sich albern gefühlt, in Galerien zu treten. Der Geschäftsführer des Literaturbüros in Thüringen, nannte einen Ausstellungstermin. Ministerialbeamte und Kollegen, die Texte nicht gelesen hatten, sagten: 'Aber die Bilder sind schön!' E reagierte mit Hass und Spott, 'Texte für Analphabeten.'

Gino Hahnemann sah die Bilder im Literaturbüro und organisierte eine Ausstellung im Bertolt-Brecht-Haus. Keine Versicherung, keine Bewachung. Aber Lesehonorar, Abdruckhonorar, Fahrgeld. K hing in Augenhöhe auf Abstand große, schwere Bilder, reihte darüber auf Stoß kleine, leichte. E schlich nachts vorbei, um die Wand durch das Schaufenster anzusehen. Die Sekretärin behauptete: 'Es war die schönste Ausstellung.' Eine Frau aus Basel wollte ein Bild kaufen, E hatte Angst, dass die Fähigkeit zu zeichnen, versiegen kann, sie nannte einen zu hohen Preis. Das Foto, auf dem ich mit meinen Kindern zu sehen war, wurde geklaut. Ein Bild, in dem Zeichnungen um eine Zeichnung ihrer Tochter gruppiert waren verschwand während des Transports.

Eine Bibliothekarin bot Ausstellung an. Speisesaal einer ehemaligen Chemiefabrik. Stadtbibliothek. Buchmessestermin Leipzig. Die Bilder mussten für eine Raumwirkung einheitlich gerahmt sein. Wir mussten aus

Geldgründen Rahmen bauen. Wir kauften einen kleinen Weihnachtsbaum, er stand auf dem Klapptisch, wurde nach dem Essen weg geräumt, Wohnzimmerfläche Werkstatt, Nachbarn beschwerten sich nicht über den Lärm. K baute eine Wandvitrine für bibliophile Bücher. E bemalte eine große Sperrholzplatte aus Mitleid mit van Gogh mit Geisterköpfen, Sonnenblumen. Es gäbe keine Abrechnungsmöglichkeit für Ausstellungshonorare. Fahrgeld, Hotel, zwei Lesungen wurden bezahlt, fünf bibliophile Kataloge angekauft. Eine Fahne mit einer Grafik und dem Titel 'Text für Analphabeten' hing am Haus.

Der Literaturverantwortliche des Mitteldeutschen Rundfunks habe fasziniert reagiert. Aber die Ausstellung wurde in den Nachrichten nicht erwähnt. Einer habe gegen die Bilder geredet, 'Wer?' Keine Antwort. 'Warum werden nur Fans genannt?!' E grübelte Jahre später, ob es ihr Vater war. Er hatte die Ausstellung ihr gegenüber 'schön' genannt, aber behauptet, dass Menschen, die ihre Arbeiten loben, lügen. Es wurde eine weitere Ausstellung mit Fotocollagen vereinbart. E sagte: 'Aber nur zur Buchmesse.' Das wurde verschleppt. Eine Spur blieb: E hatte den Saal Oberlichtsaal genannt. Er wurde nun so genannt.

Gerhard Wolf hatte Arbeiten angesehen und im Vorbeigehen gesagt, dass er eine Arbeit kaufen wird. 'Wie?' Sie überlegte, ob sie ihm eine Arbeit vor die Tür stellen sollte. Sie vereinbarten, dass er anlässlich einer Ausstellung in Berlin eine Arbeit aussuchen wird. Er bot an, E's Arbeiten an eine Galerie in seiner Nähe zu vermitteln. Keine Nachricht.

Es wurde Herbst. E blätterte in Reisekatalogen, beschloss, Farben zu kaufen. 'Reise in Kunst.' Sie experimentierte, um mit Hilfe von Blumenbildern über Gesellschaft zu reden. Sie schuf, um Geld zu sparen, Wendebilder, arbeitete mit klaren Farben, Haare hinein, Kleidungsstücke, die sie bewahren wollte. Beendete das, als sie merkte, dass Neugier in ihr geendet hatte. 'Ich habe gemalt, um festzustellen, dass ich kein Maler bin.' Unsicher, ob in ihr etwas aufbrechen wird. Ein Röntgenarzt kaufte Arbeiten für seine Praxis und die geweißten Kellerräume seines Wohnhauses an. Ich hängte mir die Bilder in die Wohnung. Ab und zu sagte ein Gast, dass er ein Bild kaufen wird, sobald er reich geworden ist. Eck reagierte glücklich, als sie sah, dass ein Junge in der Arztpraxis beständig über Gelb auf Reiskörnern streichelte.

E wurde Fotografin, sagte: 'Arbeitsfläche ist zu klein - Fotos oder Malerei.'
Es wurde Herbst. Sehnsucht, in Farben zu mantschen. Sie gab nicht nach.
'Wenn ich Aufträge hätte, würde ich es als Job tun.'

Ein Mann hatte sich für eine Literaturzeitschrift Zeichnungen geben lassen, Bilder groß gezogen, in Zimmer gehängt. Andere vergrößerten Kopien von Fotocollagen. Die Kopiervergütung der Verwertungsgesellschaft Bild konnte Arbeitskosten nicht decken. Ein Literaturvermittler in Wien fragte, ob er Zeichnungen verwenden dürfe, er bot als Honorar an, Lesungen zu vermitteln. 'Job als Honorar.' E sagte zu. Als ein junger Mann Jahre später erzählte, dass er als Lyriker nach Wien eingeladen, E nicht eingeladen worden war, wollte sie Bilder zurück. Sie verabredeten sich in einem Wiener Café. E ging aus Geldgründen selten in ein Café, sie fragte einen Mann, der in einem Buch las, ob er der ist, den sie treffen sollte, testete Stühle, setzte sich an ein Fenster. Der Mann, der sich zu ihr setzte, wirkte unauffällig. Er übergab die Kopien der Zeichnungen, sie redeten über Kunst. Er warf einen Blick auf die Kopien der Fotoballaden und wollte Galerist werden. Er bot an, die Kopien zu kaufen, E reagierte fasziniert, weil das solide schien. Er bestellte fünfzig Einzelmotive für eine Ausstellung, er würde Rahmen stellen. E hatte Einzelmotive, die sie großziehen könnte, sie wollte Arbeitskosten aber nicht übernehmen. Sie vermittelte Kontakt zu Kunsthändlerinnen, die gesagt hatten, sie hätten Kontakte zu einer Grafikerin, die Bilder plotten, zu Plakaten fertigen könne.

E bot an, ihm Daten für Kunstdrucke auf Papier oder Metall zu geben. Sie wollte Einnahmen teilen, ihren Anteil erst einfordern, wenn er aus dem Minus gekommen ist. Er sagte, er wolle internationale Kontakte knüpfen. Mein Sohn wollte nach Japan, ich sagte: 'Ich will nach Tokio.' Er nickte und organisierte eine Ausstellung in Wien. Er sagte, dass er ein Original kaufen wird. Er stellte fest, dass er zu arm ist. E seufzte. Es war nervend aufregend, in Wien Quartier zu finden, das billig ist. E's Tochter wollte eine Praktikumsstelle in der Kunsthalle und fand Quartier bei einem Kurator der Kunsthalle, wir fanden eine kleine Wohnung, Erdgeschoss, dunkel, ungemütlich. Der Galerist stellte Ausdrucke auf Karton aus. Ich war froh, zwei Originalbilder mitgenommen zu haben. In Fenstern Grünpflanzen. Hundertwasser hatte in Neuseeland Bilder in Bäume um eine Hütte, vor der eine Badewanne stand, gehangen. Das hatte mich fasziniert. Aber die Bäume standen im Freien. Mein Mann und meine Tochter sagten, dass das Publikum während der Lesung gelitten habe, sobald E's Stimme schrill

geworden sei. Als E dem Galeristen sagte, dass sie anders hätte lesen sollen, schüttelte er den Kopf: Publikum sei Härteres gewöhnt. Er nannte die Ausstellung Erfolg. E wollte ihm vertrauen. Der Kurator der Kunsthalle fand ihn blass; er stellte E einer Kuratorin als eine der bedeutenden ostdeutschen Künstler vor. 'In Berlin könnte das auch geschehen, dass ich so vorgestellt werde. In Jena nicht.'

Im Stadtmuseum Jena wurde eine Kunstmesse installiert, Männern wurden große Flächen zugesprochen, Frauen Käfferchen. E rief die Kunsthändlerinnen an, fragte, ob sie den Job übernehmen wollen. Sie kam an einen Anrufbeantworter, rief ihre Tochter an. 'Warum machst du es nicht selbst?' - 'Weil ich Künstler bin, das nicht kann, du studierst Kunstgeschichte.' E ließ ihr freie Bildwahl, ich hätte ohne Rahmen gearbeitet, sie wollte Rahmung. K half ihr beim Umrahmen, Transport. Ein Mann kaufte ein Buch, weil mein Ex-Mann dem Angestellten einer Computerfirma erzählt hatte, auf welchen Schreibmaschinen, wechselnden Computern der Roman nach acht Jahren entstanden war. Ein Architekt und ein Landschaftsgestalter äußerten Interesse an Zusammenarbeit, 'Wie?' Keine Antwort. Einer wollte ein Bild kaufen. Seine Firma war an die Börse gegangen, die Galeristin der Firma behauptete nun, Intershop sei eine Weltfirma, es müsse für Künstler eine Ehre sein, Bilder unbezahlt in Firmenräume zu hängen. 'Eine Weltfirma hat Ehrgefühl, sie will nicht auf Kosten von Künstlern leben.' Der Firmenchef ließ sich ein Plakat von den Agentinnen schenken, Angestellte kauften das Plakat. Es hänge in London, New-York... limitiert, handsigniert, aber der Druck war so teuer geworden, dass E 0 Cents erhielt. Wir hatten Einnahmenteilung vereinbart. Ich hatte Einnahmen gemeint, weil beide Partner Kosten haben, die Agentinnen Gewinn. Viele Plakate blieben unverkauft. Eins hing im Bücherzentrum der Neuen Nationalgalerie Berlin.

E fand eine Fotografin, die Einzelposter zu bezahlbaren Preisen fertigte. Sie hatte Hemmungen, andere zu fragen, ob sie sie nackt fotografieren darf. Eine Freundin zog sich aus. E erarbeitete mit einem Film eine Komposition aus sechsunddreißig Bildern. Das Bild, das sie fügen konnte, sah nicht schön aus. Die Frau war dünn, knochig. 'Das ist Kunst', sagte meine Tochter. Ein Mann und eine Frau sprachen mich an, ein Fotograf habe von meinen Fotos geschwärmt, sie würden sich fotografieren lassen. E wollte Wasser über der Haut. Wanne war zu eng. Sie legte Stoff unter ein Oberlicht, das Schwarz war ausgebleichen. E arbeitete mit Dia und

Negativfilmen, ohne zu bedenken, das es Farbverschiebungen zur Folge haben würde. E wickelte einen Dichter in Folie, ließ sie zerreißen. Er schlug vor, mit Lebensmitteln zu arbeiten. Sie kaufte Fisch. Das Negativbild faszinierte, Blauton der Haut. E erzählte, dass geräucherter Fisch golden schimmert. Eine Frau sagte, sie wolle sich mit geräuchertem Fisch fotografieren lassen, sie aß den Fisch nach dem Fotografieren auf, überaß sich, musste kotzen. E kaufte eine Nebelmaschine, fotografierte Frau und Mann mit blauem Hintergrund. Der Mann sagte, dass das Bild mit Zigarettenrauch anders aussehen könnte. Sie wollte es testen. Eine Frau sah Arbeiten, sagte, dass sie sich fotografieren lassen will. E kaufte Alufolie. Sie soff mit einer Theaterregisseurin und war am nächsten Tag so k.o., dass sie nicht wartete, bis sich das Blitzlicht aufgeladen hatte, und verschiedene Filme einlegte. Das Ergebnis war chaotisch. E sah die Negative an, entwickelte aus ihnen drei Bilder: eins war graublau, ein anderes orange, das dritte lila. E strich ein Paar mir warmem Honig ein, federte es. Sie fotografierte ihren Mann. Er lag genervt, bis sie ihren Fuß auf seine Haut gesetzt hatte, so dass er berührt war. Ein Röntgenarzt sah entsetzt auf die Bilder, nach einer Flasche Wein sagte er, dass er sich fotografieren lassen will; Feuer flackerte im Kamin. Als sie ihn fragte, ob sie ihn nackt im Feuerschein fotografieren dürfe, sagte er, er sei dick geworden. E wollte eine extrem dicke Frau fotografieren. Sie wollte nicht, obwohl E Schönheiten in den Fettfalten gesucht hätte. E arbeitete mit Fotos auf schwarzem Karton. Oder auf Edelstahl matt und spiegelnd, - das spiegelnde beunruhigte, jede Bewegung veränderte das Bild.

E hatte Scheu, Blumen zu fotografieren. Angst vor Kitsch. Aber Rosen sahen aus wie rohes Fleisch. K kaufte ein Stativ, E war gegen Perfektionismus, 'Er ist unmenschlich.' K sagte, dass sie es brauchen wird, sobald sie zu filmen beginnen wird. Agentinnen von Artcult schrieben ein Konzept für die Ausgestaltung eines Krankenhauses. E sollte Räume einer Etage mit Bildern füllen. Sie reagierte nervös, weil Kranke oft gestört wahrnehmen, fotografierte Äpfel und hoffte, dass die Bilder trotzdem Kunst werden, Starremomente, Weckreize auslösen können.

Eine Filmemacherin rief an, sie wolle ein Künstlerportrait fertigen, sie beschrieb Arbeiten, die sie in Ausstellungen gesehen hatte. Zu einem Portrait gehören Gespräche. E fragte nach. Die Regisseurin sagte, dass E und ihre Arbeiten Moment eines Werbefilms für die Kunstmesse werden sollen. Die Geschäftsführerin des Verbandes Bildender Künstler bestätigte

es. Die Regisseurin wollte Aktfotografie, E's Vater warnte, es könne Peepshowgefühle wecken. Die Regisseurin sagte, sie sei Künstlerin, E könne vertrauen. E erzählte von Zigarettenrauch, Tonerde. Die Frau reagierte auf 'Fische, nackte Haut.' E sagte, dass diese Bilder fertig sind, 'Wir müssten etwas Neues versuchen', 'Es geht nicht um Ihre Neugier!' E fragte, ob sie einen Beitrag über Künstlersituationen drehen könnten. 'Das interessiert niemanden', 'Wir könnten Fernsehfilmklischees und Wirklichkeit gegenüber stellen', 'Wir können später darüber reden.' E grübelte, ob ein Film über Künstlersituationen nicht immer romantisiert wahrgenommen werden wird, - es herrschten Klischeevorstellungen vom leidenden Künstler als Voraussetzung für Kunst. Neid und Sadismus. Die Regisseurin wollte E an der Fischtheke filmen, E sollte Fische erneut auf nackte Haut legen, fotografieren. Es war, als hätte E einen Faustschlag in den Magen gekriegt. Sie schluckte Johanneskrauttabletten, trank Salbeitee. E fragte, ob ein Honorar für sie vorgesehen ist. 'Nein.'

E hatte sich gefreut, von Künstlerkollegen, die auf Aufmerksamkeiten gewöhnlich eifersüchtig reagieren, für einen Werbefilm zur Kunstmesse ausgewählt worden zu sein. Sie machte, was ihr gesagt wurde, rechtfertigte sich, dass sie keine Ahnung von Filmwirkungen habe. E war keine Schauspielerin und fühlte, dass sie Energie verlor, wenn sie Szenen wiederholen musste. Sie wollte, dass Musik von K einbezogen wird. Kein Mitspracherecht.

Der Film sei ohne Diskussion vom Sender angenommen worden. E sah in einem Mitschnitt, den ihr Sohn gefertigt hatte, während sie an einem Text arbeitete, dass ein Fußballtrainer gefragt wurde, ob er Fisch mag, dass er aufgefordert wurde, anzusehen, wie Fisch noch zubereitet werden könne. Skeptischer Blick der Moderatorin. Schnitt. E an der Fischtheke, sie fragt die Verkäuferin, wie sich die Fischarten auf der Haut anfühlen, Schnitt, ein Fisch klatscht auf Männerhaut. 'Ich würde das nie tun!' - 'Aber es klingt gut', hatte die Regisseurin gesagt. E wurde als Jenaer Künstlerin vorgestellt, die mit Lebensmitteln und nackten Menschen arbeite, Filmende. Kein Satz von Gitterstrukturen, kein Schwenk auf ein Bild, keine Erwähnung der Kunstmesse. Axtschlag ins Fleisch, Bericht über einen Fleischer, der rosa Plasteschweinchen sammelt. Titel der Sendung: 'Thüringen privat.'

E wollte privat nicht ins Fernsehen. Sie hätte einen verqueren Film akzeptiert, wenn deutlich geworden wäre, dass er als Werbefilm für eine

Kunstmesse gedreht worden war. Im Internet sei der Film als Werbung angekündigt worden. Die Sendung sei eine Unterhaltungssendung, bei der skurrile Persönlichkeiten vorgestellt würden, 'Künstler als skurrile Persönlichkeiten', E dachte an Hitler. Die Regisseurin habe einen anderen Text geliefert, E war erleichtert, dass die Frau sie nicht belogen hatte. Sie forderte Richtigstellung. Das Telefon klingelte - aus dem Hörer drang eine Mischung aus Drohung und einem Angebot zur Versöhnung. Der, der das Abschlussbild weg geschnitten hatte, habe von den Absprachen zwischen dem Verband Bildender Künstler, Eck, Regisseurin nichts gewusst. Er behauptete, er wolle Unterhaltungssendungen benutzen, Menschen mit Kunst zu konfrontieren, aber der Schwiegervater sah den fremden jungen Mann und die Schwiegermutter, dass der Fisch, den sie gegessen hatte, zwischen den Beinen eines fremden Mannes gelegen hatte. Als E an der Kasse eines Lebensmittelladens stand, starrte der Kassierer sie an, 'Er fragte sich vermutlich auf welchen Mann ich das Frostgemüse lege.' Männer sprachen K an und sagten, seine Frau fotografiere nackte Männer. E konnte sich nicht trösten, dass sie wenigstens fair bezahlt worden war.

Ein Dramaturg des Jenaer Theaters hatte den Film gesehen, ohne E's Arbeiten zu kennen und verglich sie mit Arbeiten eines Japaners, der Menschen mit Fischen konfrontiert hatte, bis sie auf der Haut Schuppen hatten. Für E war der Moment nackter Mann, Fisch aber ein Arbeitsmoment innerhalb einer Fensterkonzeption. Wenn sie einen Rechtsanwalt gekannt hätte, hätte sie einen Gerichtsprozess geführt. Der Chefproduzent kam mit einem Rechtsanwalt zu ihr, um sich zu entschuldigen. Er sprach von Quotendruck, hinterließ seine Karte, er werde einen soliden Film zu einer Ausstellung produzieren lassen. Der Mann, der den Text weg geschnitten habe, sei entlassen worden. E sagte: 'Es gibt keinen Grund, warum in einem Ein-Minuten-Film über die Arbeiten eines Künstlers der Künstler anwesend sein muss.' Der nächste Film wurde in ihrer Abwesenheit gedreht, er war unspektakulär, sie reagierte zufriedener.

E brauchte Beruhigungsmittel, um nach dem Schock, von Fernsehmachern des öffentlich-rechtlichen Rundfunks missbraucht worden zu sein, zur Kunstmesse fahren zu können. Ein Bildverkäufer muss Menschen lauernd ansehen, es gibt Gesichter, bei deren Anblick er hofft, dass sie vorüber gehen. Ein Ankaufsteam zeigte auf Akte in Gitterstrukturen, 'Aber die können wir nicht aufhängen', E sagte, 'Dieses Bild ist aber ganz neutral!' Sie erzählte, dass das Bild während dem Zufahren mittels langer

Belichtung entstanden war. Der Präsident des Landesrechnungshofes wollte 'Steppenwolfidyllen' als Zugabe. Er fragte nach Gedichten, E sagte, dass sie aller fünf Jahre ein Gedicht schreibe, er sagte, er schreibe jeden Monat fünf. E hätte die Ballade von der Landsuche in einen Landesrechnungshof gehangen. Er wollte ein grünes Bild, weil er zuvor ein gelbes und ein blaues Bild angekauft hatte. Sie registrierte erleichtert, dass sie kein Plus, aber auch kein Minus gehabt hätte, wenn er kein Bild angekauft hätte. Sie schlug vor, dass Künstler, die während Kunstmessen Gewinne haben, zehn Prozent spenden, um die Künstler zu entlasten, die nichts verkaufen konnten. Kunstmessen werden von Lehrern zur Weiterbildung benutzt. E schlug vor, dass das Ministerium die Lehrtätigkeit der Künstler während Kunstmessen honoriert.

E war in einem Alptraumgefühl, weil ihr Stand gelegentlich so umlagert war, dass sie nur mühsam durchkommen konnte. Sie fragte sich, ob sie auf Hollywoodniveau ist. Sie sagte sich, dass es auch gute Hollywoodfilme gibt, und dass es absurd wäre, wenn sie nun klagen würde, weil sie Geld verdienen könne. E vermutete, dass die Reaktion auf ihre Fotos so extrem war, weil fast jeder fotografiert. Sie war erleichtert, dass Fotografen, die an Kunsthochschulen ausgebildet worden waren, lange am Stand blieben, Respekt äußerten. Sie hatte in Farbe fotografieren wollen, weil behauptet worden war, dass nur Schwarz-Weiß-Fotografie eine Chance habe, Kunstwirkungen zu erzielen, beschlossen mit alten Fototechniken zu arbeiten. Nicht digital.

Das Arbeitsamt Suhl kaufte eine Acrylarbeit, schwarz-rot-goldene Strichmännekieken mit der Begründung, es seien brennende Streichhölzer. Sie wollten das Bild für den Sitzungssaal. E musste sich am Stand die Zeit mit K und Tochter teilen, um nachweisen zu können, dass sie nicht mehr als fünfzehn Stunden in der Woche arbeitete, wenn sie nicht riskieren wollte, Ärger mit dem Arbeitsamt zu kriegen, obwohl es unmöglich war, auch nur die Arbeitskosten dauerhaft zu verdienen. Ein Bibliothekar schüttete seine Geldbörse aus, um einen Gedichtband zu kaufen. E küsste ihm vor Freude auf die Wange. Er schreibe an einer Arbeit über Grenzgänger in der Literatur, er verstehe nicht, dass Bücher nicht in den Literaturmarkt einbezogen werden, sobald sie nicht in tradierten Verlagen entstanden. Ein anderer blätterte in den Fotoarbeiten, fragte, was das Tulpenbild koste, er sagte, dass E am nächsten Tag einen Kunstpreis kriegen wird. 'Mir enfant terrible gibt hier niemand einen Preis', 'Um was willst du wetten?', 'Ich

würde dir, wenn ich verliere, das Bild schenken', 'Was soll ich dir geben?', 'Wenn ich verliere, kaufst du das Bild, wenn ich gewinne, fotografiere ich dich mit deiner Freundin.' Sie kicherte, wir einigten uns auf eine Flasche Champagner, 'Wenn ich die Wette verliere, Geld gewinne, kann ich Champagner bezahlen.' Sie fragte nach seinem Beruf. Er sagte, er sei der einzige Galerist in Thüringen, der zu überregionalen Kunstmessen fahre. E zuckte zusammen, 'Ich bin mit Ihnen verkracht!' - 'Sie oder du?' - 'Du.'

Joerg Rothamel hatte Einladungen geschickt, E mit Gegeneinladungen geantwortet. Er hatte behauptet, ihre Arbeiten seien zu literarisch, E hatte sich veralbert gefühlt, gebeten, ihr keine Einladungen mehr zu schicken. Er hatte Künstlern seiner Galerie versucht, zu verbieten, an der Kunstmesse teilzunehmen. 'Wenn ein Galerist mehrere Künstler vertritt, um Geld verdienen zu können, braucht ein Künstler mehrere Galeristen, um Geld verdienen zu können. Ich will meine Freiheit, wenn du etwas verkaufen kannst, kriegst du Provision.' Ich erzählte meiner Tochter von dem Gespräch, sie sagte, dass sie mir auch einen Kunstpreis geben würde. E begann zu grübeln, was sie in einer Rede erwähnen müsste, wie sie es schaffen könnte, nicht sprachlos oder stotternd zu werden. Sie war scheu gegenüber Juroren, damit kein Gerücht entstehen könnte, sie hätte um Gunst gebuhlt. Als die Preisträger mit Trommelwirbel verkündet worden waren, fiel eine Last von ihr ab. Der Galerist sagte, dass er eine Flasche Champagner besorgen wird.

E bat die Veranstalter, Namen der Preisträger das nächste Mal vor der Kunstmesse zu verkünden, um Künstlern Stress zu ersparen. Ich wollte nicht eifersüchtig reagieren. Aber als ich über Fremdenfeindlichkeit nachdachte, merkte ich, dass Fremdenfeindlichkeit herrscht, - Begründung für die Preisvergabe war: Die Künstler arbeiten schon seit zehn Jahren im gleichen Stil. E wollte wissen, ob ihre Arbeiten von den Juroren diskutiert worden waren. Keine Antwort. Das Preisgeld hätte uns nicht aus dem Minus bringen können. Die Ministerin für Wissenschaft, Forschung und Kunst las von Zetteln ab, dass, falls Künstler finanziell abgesichert wären, DDR-Verhältnisse herrschen würden. E schrieb ihr, dass es zu DDR-Zeiten ein Parlament und bezahlte Minister gab und dass niemand behauptete, dass DDR-Verhältnisse herrschen, weil es ein Parlament und bezahlte Minister gibt.

E hatte aus politischen Gründen nicht Arzt werden dürfen, Freunde gefragt,

wer helfen würde, falls ich als Autorin arbeite. Einer hatte gesagt, er würde mir jeden Monat einen Geldschein geben, er starb. Ein Arzt sagte, dass er das Geld, das er für die Arbeit in einer Zweigstelle erhalten wird, spenden wird. Er kaufte stattdessen Bilder. Ich nannte ihn Mäzen, er sagte, er habe ein gutes Geschäft gemacht. Einer fragte, ob auch kleine Summen helfen, E nickte, er sagte, er habe den Arbeitslohn der letzten Monate nachbezahlt bekommen, er könne Geld abgeben, ich lehnte ab, bereute es. E dachte, dass es eine Art Darlehen sein könnte. Als mein Bruder sich in eine Zeichnung verguckt hatte, wollte ich sie ihm schenken, ich musste hoffen, dass er das Bild kauft. Er rief an und sagte, er wolle uns mit seinem Sohn besuchen, um ihm zu zeigen, dass andere Menschen arm leben müssen. Ich dachte an die hungernden Kinder in Afrika. Als ich Jahre später eine Annonce verschickt hatte, dass ich für zweieinhalb Euro an Spenden im Monat, die Arbeitskosten absichern helfen könnten, am Jahresende eine limitierte Anzahl an Grafiken versenden würde, stand er plötzlich vor der Tür. Er reagierte schockiert, dass wir uns keinen Rechtsanwalt hatten leisten können, um gegen psychopathisch wirkende Menschen wie Burkhardt Schröder vorzugehen. Er überwies uns Geld. Ich nahm es unter der Bedingung an, dass er nicht eifersüchtig reagiert, falls wir als Künstler unterwegs sind. Ein Freund hatte neidisch reagiert, obwohl er reich war und wir armselig lebten und im Auto hausten. Er hätte uns nachahmen können. Wir schlossen von dem Geld eine Rechtsschutzversicherung ab. Ich war zufrieden, als er sich Bilder ins Büro nahm.

Das Experiment, mit einer Grafikaktion Arbeitskosten abzusichern, hatte nicht funktioniert. Nur wenige spendeten. Zwei von ihnen waren Autoren. Eine Schauspielerin hatte beständig gefragt, ob E Geld brauche, ich hatte sie gebeten, nicht mehr zu fragen, sobald ich Probleme hätte, würde ich es ihr sagen. Mir wurde eine Einzelausstellung in der Kirche zum Heiligen Kreuz in Berlin angeboten, verlangte Fahrgeld, Hotelkosten, Aufwandsentschädigung in Höhe eines Lesehonorars. 'Kein Geld.' Ich sagte, dass Ausstellungsarbeit eine Art Predigt ist und Künstler wie Prediger bezahlt werden sollten. E hörte, dass die Schauspielerin für einen Auftritt in der Kirche bezahlt worden war. 'Schauspieler müssen bezahlt werden, Künstler nicht.' E fragte, ob sie Geld für die Ausstellung spenden würde, sie sagte zu, die Kirche lehnte ab. E habe provoziert. Sie hatte Tag und Nacht gearbeitet, um einen Altarentwurf fertigzustellen. Er zeigte schwarz-weiß Tore als Menschenkörper, Eier, aus denen Verschiedenes schlüpfen könnte, als Köpfe. Im linken Altarbild waren

Köpfe oben, im mittleren bedrängten Kreuze Körper/Köpfe, im rechten lagen Köpfe am Boden. Sie wollte den Entwurf schwarz auf transparentes Plexiglas drucken lassen. Es hätte Geld gekostet.

Ich wurde von einem Buchhändler gebeten, Aquarellbücher zu produzieren. Wir taten es, er reagierte zufrieden, verkaufte nichts, wir hatten nun Aquarellbücher, obwohl ich gar keine haben wollen. Eins war so groß, dass es als Zimmerskulptur wirken konnte. Ein Bibliothekar kaufte es zum Materialpreis an.

Ein Zahnarzt hatte sich zum Fan der Grafiken erklärt. 'Brücke gegen Auftragsarbeit.' E brachte ihm Arbeitsbeispiele, er fragte, ob er sie einige Tage behalten dürfe und erklärte kurz später, er habe sie eingescannt, bearbeitet, E solle das Ergebnis unterschreiben. Sie überlegte, ob es Nötigung kenntlich machen würde, falls sie ihrer Unterschrift 'i. A.' voran setzt. Wir sollten Bearbeitungen ansehen. Als wir hinkamen, sagte er, dass der Computer kaputt ist. Wir erhielten Kekse. Er fragte, ob sie schmecken, 'Interessant', 'Interessant ist frech.' Er sah auf Arbeiten, die ich mitgenommen hatte, um ihn zu überzeugen, sie zu akzeptieren, wie sie sind, er zensierte: 'Das ist nicht gut', 'Das ist große Kunst!' Seine Wohnung war kleinbürgerlich eingerichtet. E war unsicher, ob sie ihre Arbeiten zwischen Schrankwand und Couchecke will. Er sagte, dass er ein bibliophiles Buch kaufen wird.

E rief am nächsten Morgen an, wohin sie die Rechnung schicken solle. Er sagte, er habe es sich überlegt, sie könne das Buch wieder abholen. Er hatte Motive eingescannt. Aber ein Großdruck der Arbeit, die er aus E's Motiven komponiert habe, würde das Fünffache dessen kosten, was er zahlen wollte. E wollte nicht mehr verhandeln. Sie forderte per Fax die Einhaltung des mündlichen Vertrages. Er rief an, wollte sie sprechen. Er verbat ihr, ihm zu faxen. Telefonterror, E ging nicht mehr ran. Er faxte - Er werde den Vertrag nicht einhalten. Es gab Zeugen, aber die Arzthelferinnen waren von ihm abhängig. E schrieb an die Zahnärztekammer. Es sei ein privates Problem. 'Nein!' E traf einen Mann, der für die Bildzeitung schrieb. Sie schrieb an die Zahnärztekammer, dass sie geschwiegen habe, weil sie überzeugt sei, dass das Problem mit Hilfe der Zahnärztekammer gelöst werden wird. Die Zahnärztekammer schickte eine Einladung. Der Zahnarzt faxte, er wolle E's Arbeiten, wie sie sind, er habe das Honorar angewiesen. E fertigte ihm eine Einzelarbeit. Sie sagte: 'Das Honorar stand in keinem

Aufwand zum Stress.' Der Zahnarzt war ein Arzt, der selbst operierte. Er sah an den Zähnen, dass K Linkshänder war. E ging wieder zu ihm hin. Sie wollte nie wieder mit ihm über Kunst reden. Er wurde Freund unserer Familie. Er sagte, dass jeder Zahnschmerz eines Patienten für ihn wie ein Kriminalfall ist, den er lösen will. Als sie Jahre später erneut in seine Wohnung kam, war sie so eingerichtet, dass sie sich gefreut hätte, wenn er ihre Bilder aufgehängt hätte.

Ihre Hartnäckigkeit war Protestaktion, 'Wenn mich sogar die Fans meiner Arbeiten so behandeln!' Ein Rechtsanwalt hatte ausgeschrieben, dass er Ausstellungen suche, er bot Bildankauf oder Ausstellungshonorar an. E schickte Daten. Sie erhielt einen Termin. Sie fragte die Sekretärin, ob er die Arbeiten im Internet angesehen habe, ein Ankauf als Honorar verbindlich vorgesehen ist. 'Er hätte mir die Unterlagen sonst nicht hingelegt.' E blieb misstrauisch, fragte, ob sie in die Kanzlei kommen könne, wenn sie zufällig in Erfurt sei. Sie sollte zum Termin kommen. Der Rechtsanwalt ließ sie warten. Er reagierte beeindruckt auf die Kopien, das heißt, er hatte sich nicht informiert. Er stellte eine Bildauswahl zusammen. Keine Ankaufsgarantie. E sagte, sie würde als Arbeitshonorar Gutschriften für Rechtshilfe akzeptieren. Er lehnte ab. Er bot nur eine Entschädigung für den Transport. E lehnte ab. Er werde es sich überlegen. E schickte ihm eine Rechnung für die Zeit, die sie hatte hingeben müssen. Falls er weniger verlangt hätte, wenn sie ihn als Rechtsanwalt zu sich bestellt hätte, könne er es sagen, falls Ausstellung und Ankauf realisiert würden, werde der Betrag angerechnet. Er schrieb, dass er die Rechnung als lustige Art, sich in Erinnerung zu bringen verstanden habe, ihre Mahnung sei versuchte Nötigung, E schade der Vermarktung ihrer Kunst, wenn sie Rechnungen schreibe. E war entsetzt über den Unsinn. Sie ging zur Rechtsberatung. Sie habe Anspruch auf Fahrgelderstattung. Weil es für Künstler keine Gebührenordnung gäbe, müsste sie einen langwierigen Prozess führen, um ein Honorar für die Inanspruchnahme ihrer Arbeitszeit durchzusetzen. E appellierte an Moral. Der Rechtsanwalt wurde bereit, Fahrgeld und eine Aufwandsentschädigung zu überweisen. Er unterstellte plötzlich, dass E Ankaufsgarantie plus Ausstellungshonorar verlangt habe. E sagte, dass es kein Vertrauen schaffen könne, wenn er als Rechtsanwalt sich nicht korrekt erinnern könne. Er überwies eine Fahrkostenpauschale, aber keine Aufwandsentschädigung. E resignierte,

Als E in Basel einer Galeristin Arbeiten zeigte, fragte sie, warum E nicht in

der 'Galerie zum Fischmarkt' in Erfurt ausstelle. 'Arbeiten wurden gar nicht angesehen.' Die Frau murmelte, 'Vielleicht ist er alt und träge geworden.' Künstler, die in die Galerie am Fischmarkt ausstellen wollen, würden Sponsoren mitbringen. E hatte eine Stiftung gründen wollen, die Künstler, die Kinder haben, unterstützen sollte, sie wollte eine Stiftung, die einen Rechtsanwalt finanziert, der Musterprozesse führt. E bat Politiker, eine Gebührenordnung zuzulassen, die es Künstlern wie Rechtsanwälten, Ärzten, Architekten ermöglicht, Honorare für in Anspruch genommene Arbeitsleistungen einzuklagen. Sie erhielt ein Heft mit Adressen, wo sie sich um Stipendien bewerben könne. 'Stipendien statt Arbeitshonorare.' In Thüringen gab es vier. Wer einen Brotjob hatte, durfte sich nicht bewerben. Sie waren nicht hoch dotiert. Ich bat um finanzielle Unterstützung. Anruf aus dem Ministerium, man müsse sich nicht immer nach dem Beirat richten, das Ministerium werde die Materialkosten für einen Katalog übernehmen. Arbeit blieb unbezahlt. E war überrascht, wie wenige Galeristen den Posteingang des bibliophilen Grafikbandes bestätigten. Einer gratulierte ihrem Mann. Als sie in einer Galerie nachfragte, hieß es, einer Mitarbeiterin habe das Buch gefallen, sie hätte es mit nach Hause genommen. 'Sie hätte es sich kaufen können.'

Versuche, Fotocollagen abzufotografieren, waren gescheitert. K hatte einen Diascanner gekauft. Zukauf Stapelmodus. Jedes eingescannte Bild musste nachbearbeitet werden. Die Bildqualität des Farbdruckers entsprach nicht dem Werbebild. E hätte Prozesse wegen Irreführung von Kunden führen müssen. Sie sehnte sich nach einem Rechtssystem, in dem sie Probleme ausschreiben könnte - Rechtsanwälte, die interessiert sind, Chancen, den Prozess zu gewinnen, sehen, würden auf eigenes Risiko kämpfen, sie würden bei Erfolg vom Prozessgegner bezahlt. Eine Firma wie Xerox konnte sich Prozesse leisten, E nicht. Sie musste ein Zusatzprogramm kaufen. Sie ärgerte sich über Papierstaus.

E fragte, warum eine Landesausstellung ohne ihre Arbeiten geplant war. Antwort: Sie sei Autorin. Sie schickte Fotokopien. Eine Arbeit wurden im Eingangsbereich der Ausstellung und in den Katalog, Rubrik Zukunftsvision Thüringer Kunst, eingefügt. E reagierte beeindruckt auf die Orangerie. Fenster waren zu gebrettert. Sie beschloss, ihre Bilder als scheinbare Wanddurchbrüche in Folien vor das Holz zu hängen. E müsse zuerst berühmt gemacht werden, sie könne aber das fensterloses Käfterchen im Dixhaus kriegen. Als sie den Raum für 'Akte in Gitterstrukturen' akzeptieren

wollte, Ablehnung, keine Begründung. E glaubte, dass Dix ihre Arbeiten gemocht hätte und protestierte. Die Galeristin drohte, dass, wenn E nicht unterwürfig ist, sie sich als Jurorin rächen könne. Sie sei beeindruckt von E's Arbeiten, aber sie müsse ihre Entwicklung zuerst beobachten. E hatte der Galeristin erzählt, dass sie mit K glücklich lebe, - die Galeristin lebte in Scheidung. E hatte ironisch gesagt, dass die wirklichen Künstler in der Gesellschaft die Galeristen sind, weil sie entscheiden, was ausgestellt wird oder nicht. Die Frau hatte glücklich gelächelt.

Das 'Berliner Zimmer' wollte Teilkompositionen für Erotische Seiten. E war unsicher, ob sie ihre Aktfotografien als erotische verstanden wissen will. Sie sagt, dass nackte Menschen zu fotografieren für sie so erotisch ist, wie Blumen zu fotografieren. Sie fotografiert, wenn der Körper signalisiert, dass ihn das Bild im Sucher erregt.

Vater war dagegen, dass ich ausschließlich mit Gitterstrukturen arbeitete. 'Du könntest andere Collagen machen!' sagte ich. Ich hatte in Angst vor Verhören und Gefängnismauern gelebt. Bilder wirkten wie Wanddurchbrüche. Andere sprachen von 'Kirchenfenstern.' Er hatte von Arno Schmidts Zettelwerk geschwärmt. Die Textilbesitzerfamilie von Rebecca Horn bot ihr Entwicklungsfreiräume. Ich fragte mich, wie ich mich entwickelt hätte, wenn ich mich familiär und finanziell nicht an einem Gängelband hätte fühlen müssen. E sagte sich, dass familiärer und finanzieller Widerstand Zweifel, Hinterfragungen verursachte und für die Qualität der Arbeiten gut war. Ich empfand ihn als Korsett, Kräfteverschleiß.

Die Kulturdirektion Erfurt wollte die Ausstellung 'Text für Analphabeten und Internationale' ins Haus Dacheröden. Die Galeristin sagte, wenn sie ihrem Chef sagen würde, dass sie ohne Geld keine Ausstellungen organisieren könne, würde sie ihren Job verlieren. Eine Mitarbeiterin der Heinrich-Böll-Stiftung sah Fotokopien und sagte, dass sie die Ausstellung unterstützen könne, E dachte, dass sie einen Teil des Geldes, das ihr die Grüne Partei als Arbeitslohn schuldete, erhalten würde. Sie musste nach Erfurt fahren, Finanzierungsanträge erarbeiten. Absage. Nachfrage. Sie habe keine eindeutige politische Aussage formuliert. 'Heinrich Böll wäre von der Böll-Stiftung nicht unterstützt worden.' E unterstellte, dass sie sich bewerben sollte, damit die Zahl der Anträge hoch ist, die Stiftung bedeutsam scheint. Sie forderte eine Entschädigung für den Bewerbungsaufwand und die mit einem Locher zerstörten Fotokopien, erhielt nichts.

E wurde an die Künstlerförderung Erfurt verwiesen. Die Verantwortliche erarbeitete mit ihr eine Konzeption. Ich dachte, dass sie mit einem Drittel des Geldes rechnen könnte. Absage. Nachfrage. Abgeordnete hätten entschieden, dass nur Künstler, die in der Stadt leben, finanziell unterstützt werden dürfen. Sie bewarb sich um eine Katalogfinanzierung. Es würden nur Ausstellungen gefördert, die im Landesinteresse sind. Nachfrage. Aus Geldgründen würden nur Gruppenkataloge gefördert. Falls aber eine Einzelausstellung in ihrer Heimatstadt realisiert würde, würde das Ministerium einen Katalog finanzieren.

E bat die Verwertungsgesellschaft Bild um Hilfe, sie erhielt - wegen dem Ausstellungstitel - Bewerbungsunterlagen der Verwertungsgesellschaft Wort zugesandt. Sie legte Konten offen, schrieb Begründungen. Ablehnung. Es sei in ihrem Antrag um Bilder gegangen. Sie schickte den Antrag an die Verwertungsgesellschaft Bild. Unterlagen verschwanden. E füllte sie erneut aus. Absage. Keine Begründung. E forderte Unterlagen zurück, sie erhielt sie unvollständig und beschädigt. Die Angestellten der Verwertungsgesellschaften erhielten jeden Monat Arbeitslohn. Appelle an Moral veränderten nichts. E erhielt von der Literarischen Gesellschaft ein Mail: Lesungsangebot Hermsdorf. Sie fragte, warum sie Geld für eine Lesung in Hermsdorf kriegen könne, aber keins für eine Lesung in ihrer Ausstellung. Die Nachricht sei nicht für sie bestimmt gewesen. Der Adressfehler verursachte, dass E eine Lesung im Haus Dacheröden bezahlt kriegen sollte. Ich ekelte mich.

Ich wollte die Ausstellung absagen. E hätte aber keine Lücke, die auf Existenzprobleme von Künstlern hinwies, hinterlassen können. Andere Künstler hatten neidisch reagiert. Sie beschloss, die Pressestunde zu benutzen, um auf Künstlersituationen hinzuweisen. E sollte sich vor ein Bild stellen, englisch 'Käse' sagen. Ein Fotoapparat klickte. Die Journalistin hatte keine Zeit. Die Galeristin wirkte so k.o., dass ich mitleidig reagierte. E arbeitete im Literaturmanagement und kannte das Gefühl, über fast keine Geldmittel zu verfügen, niemanden ausbeuten zu wollen und trotzdem etwas leisten zu müssen, so dass die Finanzierung des eigenen Jobs gerechtfertigt ist. Das Wachpersonal unterstellte, dass zur Ausstellungseröffnung hunderte Menschen kommen werden, ihm gefielen die Bilder. Wir kauften, was wir selbst trinken könnten. Vor der Ausstellung waren im Haus Eventtage gewesen. Wir mussten in den folgenden Tagen

soviel vom übrig gebliebenen Sekt trinken, dass die Vorstellung, Sekt zu trinken, längere Zeit ein unangenehmes Gefühl auslöste. Ausstellungsraum hallte, Tonanlage verzerrte. Tänzerin wollte nicht tanzen. Gäste baten, dass sie trotzdem tanzt. Sie tanzte unsicher, als bräuchte sie ein dicht stehendes Publikum, bis sie zu Boden ging, am Boden tanzte. Sie hatte sich als Tänzerin verstanden, die Musik und Ausstellung bedienen will, das wollte ich nicht. Die Kulturamtsleiterin sagte, die Ausstellung sei 'sehr schön. Aber das haben wir ja gewusst', 'Warum hat dann niemand Geld besorgt?' E bat um Bildankauf oder Arbeitshonorar. Sie erhielt die Zusage, dass wenn am Jahresende Geld übrig ist, sie Geld erhalten wird. Es kam nichts.

Jenaer fragten, wann und wo neuere Arbeiten zu sehen sein werden. Sie beschloss, für die Verwurzelung in der Stadt eine Ausstellung für die Galerie des Stadtmuseums zu konzipieren. Spannung zwischen Galeristin und Leiter des Stadtmuseums. Als der neu angestellte Galerist ins Atelier kam, streichelte er über Arbeiten, sagte: 'Das ist sehr beeindruckend.' Als E nach einem Ausstellungstermin fragte, schlug Eric Stephan vor, was sein Chef vorgeschlagen hatte: Sie könne Textarbeiten in Galerieräumen des Romantikerhauses ausstellen. Sie traute ihm nicht zu, Texte beurteilen zu können. E schlug vor, das Provokanteste vorzustellen: Nacktfotografie in Gitterstrukturen. Es wurde verboten.

Eine Mitarbeiterin des Stadtmuseums schlug vor, den Oberbürgermeister um Hilfe zu bitten. E schrieb an den Kulturdezernenten, den Oberbürgermeister, einen Oberbürgermeisterkandidaten, damit niemand von ihnen sagen könnte, er hätte sie unterstützt, falls er von dem Vorfall gewusst hätte. Der Oberbürgermeister ließ seinen Antworttext vom Leiter des Stadtmuseums schreiben: Galeristen hätten den Auftrag, das Stadtmuseum überregional ins Gespräch zu bringen, E solle keine Privatfehde gegen die Galeristen führen. 'Das ist keine Privatfehde. Es geht um Abhängigkeitsstrukturen in der Gesellschaft.' E schlug vor, dass aller drei Jahre ein Künstler, der in Jena lebt, das Recht haben sollte, eine Konzeption für eine Ausstellung in der Galerie des Stadtmuseums in die Diskussion zu bringen. Galeristen könnten den Auftrag erhalten, Künstler, die in der Stadt leben, anerkannt Ungewöhnliches leisten, ins internationale Gespräch zu bringen. In Jena wurde Jahre später eine Ausstellung 'Poesie des Untergrunds' realisiert, in der die Künstlerszene Ostberlins vorgestellt wurde, als hätte es in Jena keine widerständige Künstlerszene gegeben. Als E nach dem Mauerfall angeboten worden war, dass ihr Name in einer

Aktion des Jenaer Kunstvereins an einer Hauswand aufgelistet wird, hatte sie abgelehnt. Namensnennungen sind keine Integration.

E musste die Ausstellung im Romantikerhaus akzeptieren, um Unterstellungen des Kulturamtes abwehren zu können, sie habe ein Ausstellungsangebot abgelehnt. Sie sollte eine Konzeption erarbeiten. Sie könne keine Konzeption für eine Ausstellung schreiben, in der sie nicht ausstellen dürfe, was sie wolle. Sie schlug vor, wenn sie Texte ausstellen müsse, mit Büchern 'Steppenwolfidyllen' die Türen des Museums zu mauern. Sie rief ins Telefon: 'Juhu, ich bin ein Mensch!' Die Verantwortlichen des Romantikerhauses kamen ins Atelier, sahen sich um und sagten, dass sie Aktfotografie und Pflanzenbilder wollen. Sie bedauerten, nur zwei kleine Räume zu haben. E hätte die Ausstellung wegen mangelnder Finanzierungskonzeption abgesagt, wenn ihr Chef nicht erlaubt hätte, dass sie die Vorbereitung in den Brotjob integriert. Bilder wurden abgeholt und solide gehangen. Eine Journalistin klagte aber, dass die Enge der Räume Bildwirkungen erdrückt hätte. Wir waren, als die Ausstellung eröffnet wurde, in Afrika. In der Zeitung habe gestanden: 'Die Künstlerin ist vermutlich abwesend.' Sie hätten schreiben können: 'E ist in romantischer Manier in die Wildnis abgehauen.'

E hatte aufgeschrien 'Darf ich überhaupt nichts mitbestimmen?' und behauptet 'Der Plakatentwurf ist international anerkannt!' und durchsetzen können, dass auf der Einladungskarte nackte Haut zu sehen war. Originale hatten zuvor im Treppenhaus des Kulturdirektion Erfurt gehangen, sie wurden vom Kultusministerium Thüringen angekauft. Ein Plakat wurde am Romantikerhaus aufgestellt, eins in der Stadtinformation, im Kulturamt Jena keins. Auf die Einladungskarten war kein Dank an die aufgedruckt worden, denen ich hatte danken wollen. Der Geschäftsführer eines Einkaufszentrums hatte uns, ohne Gegenleistungen zu fordern, Privilegien eingeräumt.

Ein Mitarbeiter des Ministeriums sagte, dass es eine Empfehlung gebe, Ausstellungen im öffentlichen Raum mit Bildankäufen zu honorieren. E fragte nach, - Künstler würden ihre Arbeiten Kunstsammlungen schenken, sagen zu können, dass ihre Arbeiten in Kunstsammlungen vertreten sind. E dachte, sie könnte eine Rechnung schreiben und dass die Rechnung bezahlt werden muss, wenn die Honorarforderung nicht unangemessen ist. Ein Fensterputzer, der den Auftrag erhielt, Fenster zu putzen, kann eine Rechnung schreiben, die bezahlt werden muss. Das Kulturamt antwortete,

dass sie sich, wenn sie von der Kunst nicht leben könne, einen Job suchen solle, ohne mir einen Job anzubieten. Das Kulturamt legte dem Schreiben ein Gutachten einer Juristin bei, dass es keine gesetzliche Grundlage gebe, nach der ein Künstler ein Anrecht auf ein Arbeitshonorar hat. Wir appellierten an Moral. Die Kulturamtsleiterin traf sich mit E in einem Café. Sie schlug vor, dass E einen Projektantrag für die Kulturstiftung des Bundes erarbeitet, sie würde ihn befürworten, 'Jobs als Arbeitshonorar', E's Hände zitterten.

Künstler sind Seismographen für Prozesse in der Gesellschaft, weil Unbewusstes in ihre Arbeiten einfließt, ein Grundgehalt für Künstler, das sie verpflichten würde, selbst bestimmte Aktionen nachzuweisen, könnte Abhängigkeitsstrukturen durchbrechen. „Es könnte sich jeder Künstler nennen!“ Politiker realisierten aber auch kein Grundeinkommen für die Künstler, deren Leistungen ohne Zweifel anerkannt sind. Wenn ein Pianist in Räumen des Kulturamtes spielen wollte, musste er Miete zahlen. Die Kulturamtsmitarbeiter erhielten Arbeitslohn, Arbeitsräume und Arbeitsmittel von Steuergeldern finanziert.

E hatte dem Kulturamt der Stadt vorgeschlagen, Plakataufträge der Stadt an Künstler zu vergeben, Konzertplätze von Künstlern gestalten zu lassen. Der Kulturdezernent verabredete sich mit mir zum Gespräch. Er fragte, wann ich endlich resigniere und Tipse werde, er behauptete, dass mich niemand liebe, dass ich Unruhe stiften würde, wenn sie nur schwarz gekleidet durch die Straßen ginge, dass ich keine Chance kriegen werde, dass ich die Stadt verlassen soll. Meine Tochter kam in die Kneipe, - E wäre unsicher gewesen, ob sie eingeschlafen gewesen war, geträumt hatte, wenn ihr nicht ein Mann vom Nachbartisch bestätigt hätte, dass das Gespräch stattgefunden hatte. Meine Tochter klaute mir in der Nacht Blumen.

E bekam gegen Mittag Akten der Staatssicherheit und heulte, weil nichts verändert schien. Vater sagte: 'Wenn der Dezernent das gesagt hat, muss er zurück treten.' Andere sagten, dass sie sie darum beneiden, dass ich Unruhe stiften könne, wenn ich nur durch die Straßen ginge. Er wurde nicht wieder gewählt.

Monate später hielt er die Laudatio zum Walter-Dexel-Stipendium. E sagte, sie wolle zur Entschuldigung einen großen Blumenstrauß, er sagte 'Ja', sie

sagte: 'Am Ende wird es gut.' - 'Nein.' Sie erhielt den Preis für ein 'experimentelles und kompromissloses Werk.' Als der Kulturamtsleiter infolge eines Korruptionsvorwurfes gehen musste, war ich trotz des Vorfalls dafür, dass der Kulturdezernent Kulturamtsleiter wird, er hatte Kulturwissenschaften studiert, schrieb Reden selbst. E unterstellte, er sei hysterisch und unfair gewesen, weil er gleichzeitig für Kultur, Soziales, Jugend, Sport zuständig und überzeugt war, dass, falls es zu Auseinandersetzungen zwischen Amtsleiter und Dezernenten kommt, der Dezernent gehen muss. E bewarb sich nicht um den Posten des Kulturamtsleiters. Die Stellen der anderen Kulturamtsmitarbeiter waren nicht ausgeschrieben. Eine Inszenierung von Intrigen, um sie loswerden zu können, hätten Gegenintrigen provoziert. E wusste zum Zeitpunkt nicht, dass ein Großteil der Mitarbeiter des Kulturamtes sie respektierte.

Strukturen verändern Menschen. E hätte als Kulturamtsleiterin trotzdem nicht gewissenhaft entscheiden können, weil es Parlamentsausschüsse gibt, die Entscheidungen vorschreiben. Der Oberbürgermeister konnte den Filialleiter einer Sparkasse zum Kulturamtsleiter ernennen, 'Was hat er mit Kunst und Kultur zu tun?' - 'Er hatte in einem Verlag gearbeitet' - 'Er hatte den Verlag verlassen, um Filialleiter einer Sparkasse zu werden, die keine Ausstellungshonorare zahlt.' E reagierte überrascht, dass sich Politiker nicht von Kulturwissenschaftlern beraten ließen. Kultur sei am wenigsten reglementiert, sie werde als Spielwiese benutzt. E wollte als Künstlerin arbeiten - können. Druck, Geld verdienen zu müssen, war groß.

Wir schlugen vor, einen Internationalen Videoattachmentwettbewerb zu organisieren, obwohl ich für Kooperation und gegen Wettbewerbe bin. K erarbeite das Technische. E suchte nach Kooperationspartnern, - die Kunsthalle Wien sagte zu. K kaufte Webspace und Computerprogramme. Es waren die heißesten Tage im Jahr, wir gingen nicht spazieren, wir gingen nicht baden, wir ließen Eltern und Kinder, die Wohnungen renovierten, im Stich, um uns das Existenzminimum für einige Monate erarbeiten zu können. Absage. Nachfrage. Es habe zu viele Bewerbungen gegeben, der Antrag sei nicht diskutiert worden. Der Geschäftsführer, Torsten Maß, sah das Antragsmaterial nachträglich an und reagierte beeindruckt, er sagte, wir sollten uns mit dem Projekt unter anderem Titel noch einmal bewerben. E sagte, dass sie das nur tun könne, wenn sie zuvor wüsste, dass einer der Juroren sich für das Projekt einsetzen will. Sie fragte den Chef des Kunsthauses Bethanien. Er reagierte nicht.

E zeigte einem befreundeten Autor im Café Burger Kopien. Ein Fremder sah hin, fragte, ob er sie ansehen dürfe und gab sie stundenlang nicht zurück, er gehe nicht mehr in Galerien, 'Das aber -' Der Galerist, den er empfahl, sagte am Telefon, dass Künstler kein Ausstellungshonorar erhalten können, es könnte aber sein, dass eine andere Galerie Arbeiten infolge der Ausstellung in eine andere Ausstellung holt. 'Die ist dann bezahlt?' - 'Nein.' E lehnte ab. 'Ich bin kein Exhibitionist.'

E dachte, dass die Ablehnung von Ausstellungen auch nichts verändern kann und fuhr zu ihm hin. Der Galerist sagte, er warte, bis Künstler ihn zu einer Ausstellungsidee inspirieren. Er behauptete, ein berühmter Künstler entstehe nur, wenn er bereit sei, neunzig Prozent seiner Arbeitszeit ins Management zu stecken. Er wurde von Steuermitteln bezahlt. E hasste Menschen, die Künstlern keinen Entscheidungsfreiraum lassen wollen.

Der Galerist, der gewettet hatte, dass E einen Kunstpreis erhalten wird, hatte ihr nach der Preisverleihung gemailt, dass sie den Kunstpreis verdient hätte und den Juroren Kunstverstand abgesprochen, obwohl ein Künstler seiner Galerie Preisträger war. E schickte ihm ein Mail, er könne Bilder holen / bringen, auch wenn sie nicht in Jena sei, falls er Arbeitsverträge abschließen würde, würde sie sie brav abarbeiten. Joerg Rothamel mailte, dass er ein verkrachtes Malschwein sei, das Galerist wurde, sie könnten sich nur vertragen, falls sie in der Koppel Literatur bliebe. Ich verstand nicht, warum er mich in eine Koppel einsperren wollte, und mailte, dass er falls er sich irgendwann für den Schwachsinn entschuldigen wolle, das Tulpenbild ankaufen könnte. Er mailte, E könne das Bild einstweilen für den nächsten Freier frisch halten. 'Freier' ist ein Begriff aus dem Rotlichtmilieu, 'einstweilen' sagte, dass er glaubte, er könne zu Künstlern kommen, sobald er Lust hatte. E sagte, dass nicht er, sondern ihre Tochter sie überzeugt hätte, dass sie den Kunstpreis erhalten müsste. Er behauptete nun, sie schicke wie die Preußen im Krieg Kinder vor. E nannte ihn 'ein kleines eifersüchtiges arschloch.' Er erzählte nun in der Stadt, er habe sich nicht wirklich für E's Arbeiten interessiert, sondern nur kalkuliert, dass sie den Kunstpreis erhalten wird. E wies ihn darauf hin, dass er damit erzählt, dass er sich nicht für Kunst interessiert, er hätte auf dem Niveau eines Heiratsschwindlers gearbeitet. Er schickte den Champagner nicht, sondern sagte, dass er ihn mit meiner Tochter trinken will. E schüttelte den Kopf und kicherte über soviel Albernheiten. Aber diese Episode wies auf Probleme im

Kunstbereich hin.

E fuhr nach Wien, um politische Situationen wahrzunehmen. Sie trat im Vorbeigehen in die Ausstellungsräume einer Foundation, sah, dass nur Künstler ausgestellt wurden, die bekannt gemacht worden waren, ihr gefiel der Raum. Die Galeristin wollte, dass sie sich um eine Ausstellung bewirbt, die Bank könnte ihre Bilder in Arbeitsräume hängen, 'Gibt es eine Ankaufsgarantie?' - 'Nicht üblich.' - 'Möglich?' - 'Ja.' E bewarb sich und wies darauf hin, dass sie ein Ausstellungshonorar braucht. Absage. In einer anderen Galerie hatte die Galeristin sich geweigert, Kopien anzusehen, sie verhandele nur mit Galeristen.

Peter Schaden mietete in Wien einen Ausstellungsraum im Palais Palffy Wien. Künstler der Ausstellung behaupteten, sie hätten ihre Bilder neben E's Bilder hängen wollen. Sie hatten aber so dicht an E's Bildern sein wollen, dass sie ihren Arbeiten keinen Platz ließen. E war über diesen Irrsinn verblüfft. Galerist gab uns Fahrgeld, Bundesregierung Quartier. Zerlegene Betten, Schimmel über der Wanne, Decken vor den Fenstern. Das Künstlerquartier schien ein Obdachlosenasyll. Collagen wurden lange angesehen, 'Niemand kauft Bilder.'

E erhielt einen Werkstattpreis für digitale Fotografie. Sie entdeckte es, als sie für die Verwertungsgesellschaft Bildkunst ihren Namen ins Suchprogramm des Internets eingegeben hatte. Sie fragte nach. Das Turmplakat habe den Preis erhalten.

E fuhr nach Berlin, ein Tanztheatermanager behauptete, er hätte von ihr geträumt und gewusst, dass sie nach Berlin kommen wird. Ein Autor fragte: 'Bist du wieder zu Hause?' Ein Mitarbeiter des Bertolt-Brecht-Hauses sah Kopien der Fotocollagen, sagte, dass er bisher nichts habe durchsetzen können, aber diese Ausstellung... als E ihn wieder traf, erzählte er, die Vorgesetzte habe hysterisch auf 'Akte in Gitterstrukturen' reagiert. E fragte sie, warum. Er musste nun Selbstkritik üben, weil er hätte sagen müssen, dass die Ausstellung nicht ins Programm des Brecht-Hauses passe. E schrieb, dass Ablehnungen aus einer Bauchreaktion heraus problematisch sind und dass im Programmieren auch etwas Faschistisches ist. Sie war nun in der Rolle der Künstler, die sich skandalös benehmen und deshalb ausgerottet werden müssen. Der Mitarbeiter behauptete, er habe infolge der Auseinandersetzung seinen Job verloren. Ich dachte zornig: 'Juden

handeln gelegentlich wie Faschisten.'

Die Akademie Solitude Stuttgart eröffnete eine Galerie in Berlin, E fragte, ob sie Arbeiten vertreten würde. Der Leiter hatte gesagt, dass die Akademie eine Art Zug sei, in dem Künstler ein Stück mitgenommen und entlassen werden. Sein handgemaltes 'Danke' hing eine Zeitlang über meinem Schreibtisch. Ein Künstler sagte, dass es in der Galerie der Akademie nicht um Künstlerförderung sondern um Selbstdarstellung der Akademie gehe.

E bewarb sich um ein Atelier im Tacheles. Sie hatte über das von Künstlern besetzte Haus in der Beobachterrolle geschrieben. Als sie ins Büro trat, griff ein Mann in ein Regal, sagte, ihre Arbeiten hätten die Juroren beeindruckt, das nächste Atelier, das frei würde, würde sie erhalten. Sie sagte: 'Es muss nicht sofort sein.' Es war eiskalt. Als sie ein Jahr später eintraf, war ein anderer Mann im Büro, Bewerbungsunterlagen verschwunden. Das Tacheles wurde renoviert, E war unsicher, ob sie sich noch wohl fühlen würde. In einem ausgebrannten Raum stand eine lange Tafel. Der Mann, der die Häuser der Gegend aufgekauft hatte, feierte Geburtstag. Mitarbeiter des Tacheles sagten: 'Zutritt verboten.'

E wollte kein Atelier, für das sie Nebenkosten bezahlen müsste, - ohne Geld verdienen zu können. Sie streunte durch Galerien. In einer saß eine Frau, die mir gefiel. Der Galerist arbeite mit Konzeptkünstlern. E schrieb ihm, dass sie sich gern zu Ungewohntem provozieren lasse. Wir vereinbarten, ins Gespräch zu kommen. Plötzlich war er tot. An einem Baugerüst hing ein Transparent, dass er tot ist. E mailte der jungen Frau, die Kunstgeschichte studiert hatte, dass sie Zusammenarbeit mit ihr will. Die Frau hatte beeindruckt auf Bilder reagiert, aber sie fühlte sich als Ausstellungsmacherin, nicht als Galeristin, die Bilder verkauft. Ihr Mann ging als Komponist nach Amerika.

E trat in das Gebäude einer ehemaligen Post und sah amüsiert in eine Ausstellung, die alle Stilrichtungen zu vertreten schien. Ein Mann sagte, sie solle durchs Haus streunen, die obere Etage habe eine Kuppel. Sie sah das Gewölbe beeindruckt an. Sie zeigte Kopien, weil er ihr gefiel, seine Augen sagten, dass sie ihn faszinierten. Er sprach es in Deutsch und Englisch aus, er war Franzose. E war glücklich. Er warnte, dass er nicht allein entscheiden könne, wählte Kopien aus. Als sie zu Hause war, faxte sie ihm,

wie sie es in der Schule gelernt hatte: Dear... I hope we will work together... All the best for you. Yours. Telefonanruf. Eine Frau fragte, wieso E in einem vertraulichen Ton an ihn geschrieben habe. E sagte, dass sie ihn nicht als Mann, sondern als Galeristen will. Die Frau wollte E kennen lernen. Sie war zum vereinbarten Termin nicht da, der Galerist sah mir nicht in die Augen, er sprach so schnell, dass ich fast nichts verstand, ich sagte: 'Did I understand correctly...?' Er nickte. Die Frau kam. E sagte, dass sie informiert sei. Die Frau behauptete nun, ihr Partner arbeite unprofessionell. E's Arbeiten seien nicht ausgereift. 'Sie sind nicht gegen meine Arbeiten, sondern gegen mich.' Sie sah eine junge, schöne, hysterische Frau. Der Galerist war ein alter, schöner Mann, er steckte E die Adresse eines Galeristen zu, sie solle sich auf ihn berufen. E dachte, dass er, wenn er sich so behandeln ließ, nicht der Galerist war, den sie gesucht hatte. E wollte Kopien zurück. Sie waren nicht da. Sie faxte mehrmals, erhielt nichts zurück.

Japanische Künstler sagten, ich solle mich an Institutionen wenden, um in japanische Kulturprogramme einbezogen zu werden. Die Japanische Botschaft reagierte nicht. E wollte Bildmaterial zurück. Sie reagierte erst, als E gefaxt hatte, dass sie mehrfach erlebt habe, dass Menschen Kopien / Kunstdrucke für sich behalten hatten, zum Teil groß gezogen hatten. Auch in einer Bayrischen Kneipe hänge ein Bild. Die Fotokopien waren weg.

Ich bat die Deutsche Botschaft in Japan, uns in Programme einzubeziehen, und erhielt die Antwort, dass wir in Programme einbezogen werden können, wir müssten uns aber um die Finanzierung selbst kümmern. Eine Finanzierungsmöglichkeit sind Arbeitsstipendien. Ich bat um ein Schreiben, dass die Botschaft will, dass wir als Künstler eine Zeitlang in Japan arbeiten. Der 'Botschaftsrat Erster Klasse' schrieb, dass er meine Arbeiten nicht kenne, er wurde von Steuergeldern bezahlt, aber er war zu faul, einen Blick auf die Webseite zu werfen.

E brauchte Geld und bewarb sich um einen Margarete-Braungart-Preis. Die Autorin von Kochbüchern hatte gesagt, dass sie so schreiben können will wie ich, sie war gestorben. E dachte, dass es sie freuen würde, dass sie ihren Namen in ihrer Biografie akzeptieren will. Der Bürgermeister ließ Kunstdrucke lochen. Er zahlte keine Entschädigung, eingereichte Arbeiten seien Eigentum der Stadt geworden. In E's Briefkopf stand 'Kunst als Weckreiz - Künstler als Plebejer', er unterstellte, sie sei arrogant, sie nenne

Volk Plebejer.

Mitarbeiter behaupteten, die Sparkasse unterstütze Künstler mit Hilfe von Spenden an den Kunstverein. Sie finanzierte pro Jahr zweihundertsiebzig Briefmarken. Ich sagte, dass ich nicht als Mäzen arbeiten kann, schrieb, dass ich Leute auf der Straße gefragt hatte, ob sie das in Ordnung finden, dass Künstler kein Ausstellungshonorare erhalten, sie hatten bis auf einen Mann 'Nein' gesagt. Die Sparkasse sagte Bildankauf zu. Geld traf erst ein, als E mit Zinsforderungen gedroht hatte. E musste feststellen, dass sie nur für sich gekämpft hatte - der nächste Künstler wurde wieder zum Mäzen der Sparkasse gemacht. 'Dafür war der Arbeitsaufwand zu groß.'

Die Sparkasse sagte, dass sie E's Namen für Werbung will, sie sollte die Bank wechseln, die Bank bot aber als Sonderkondition nur eine leicht merkbare Kontonummer an. E bot an, mit K eine Komposition vom harten Klang des Geldes zu erarbeiten, sobald Honorarmittel zur Verfügung stehen. Ein Geschäftsführer der Barmer-Krankenkasse bestellte mich ins Büro. Er behauptete, eine Ausstellung wäre Werbung für mich, alle Geschäftsführer der Region würden eingeladen. 'Dann kommt der nächste Geschäftsführer und sagt, dass es Werbung für mich ist, bei ihm auszustellen, ich bin damit beschäftigt und verschuldet.' Er sagte, er werde die Räume der Krankenkasse zur Verkaufsgalerie erklären, keine Ausstellungshonorare zahlen zu müssen - 'Dann müssten Sie einen Galeristen einstellen.' Kunstausstellungen brachten Unternehmen Presse. Ein Unternehmen der Mikroelektronik benutzte meine Bilder, um während der Eröffnung mit Vertretern der Deutschen Bank ins Gespräch zu kommen.

E bot dem Geschäftsführer des Stadtbades Zuarbeiten im Bereich Werbung an. Er sagte, sie könne alle Räume benutzen, einschließlich Garten. 'Honorar?' - 'Ihre Arbeiten könnten gekauft werden', 'Sie haben sich in ein Bild verliebt, sie wollen es nicht bezahlen und bieten mir Räume an. Ich brauche auch Geld.' Sie bot an, einige Bilder als Leihgabe aufzuhängen, Gegenleistung: Jederzeit freien Eintritt für ihre Familie. Das sei rechtlich nicht möglich. Die Stadtwerke kauften ihm das Bild.

E fotografierte eine Brücke und sah an einem Schild, dass das Bauwerk hundert Jahre alt wurde. Feierlichkeiten E bot eine Collage an. Kein Geld.

Stadtwerke liehen in E's Abwesenheit Bilder für eine Gruppenausstellung.

Ich hatte gesagt, dass ich ohne Honorarangebot nicht mehr ausstellen kann. E schrieb eine Rechnung. Bezahlung wurde abgelehnt, alle Künstler müssten gleich behandelt werden, kein anderer Künstler verlange Arbeitslohn. E sagte, dass sie Arbeitskosten finanzieren müsse, sie würde Gutscheine für Strom und Gas als Bezahlung akzeptieren. Die Frau fragte scharf, ob E ihre Strom- und Gasrechnung nicht bezahlt habe. E schrieb, dass sie nicht nachgeben wird. Sie erinnerte den Chef der Stadtwerke daran, dass sie im Sandkasten gemeinsam Kinder gehütet hatten. Geld wurde überwiesen, sie wurde gleichzeitig zur unerwünschten Person erklärt, die Ausstellungseröffnungen von Kollegen nicht mehr besuchen darf. Wir reagierten überrascht auf den Hassausbruch, weil die Stadtwerke Jahre zuvor Bilder angekauft und erzählt hatten, Mitarbeiter wären mit Hilfe der Fotokollagen ins private Gespräch gekommen, sie hätten gern mehr Bilder behalten.

Kunstagentinnen wurden von den Kunden als Managerinnen bezahlt, Leihgebühren für Bilder Punkt eines Kostenvoranschlags. Um Aufträge erhalten zu können, wollten sie ihn gering halten. Sie verliehen Bilder zu Preisen, die E abgelehnt hätte. 'Eine Leihgebühr für leere Bilderrahmen wäre teurer.' E sollte zur Ausstellungseröffnung in der Strabag anwesend sein, eine Rede halten. Die Rede beeindruckte, E erhielt die Zusage für einen Bildankauf. Einer der Zeugen war Journalist, aber Alkoholiker. Die Agentinnen konnten sich an die Zusage erinnern, sie wollten keinen Ärger. Der Bildverkauf wurde nicht realisiert. Sie hängten die nächsten Künstler.

Eine Mitarbeiterin des Finanzministeriums hatte auf E's Fotoarbeiten reagiert. Finanzierungsmöglichkeit für Künstler sei 'Kunst am Bau.' E erinnerte sich, dass sie sich für Architektur interessiert hatte, ließ sich Baupläne schicken, fertigte Entwürfe, reduzierte die Bewerbungsunterlagen auf die Größe von Maxibriefen, Bewerbungskosten gering zu halten. Als sie in einem Bericht gelesen hatte, dass Juroren einen Altentwurf für einen Gebetsraum bereits beim ersten Durchgang ausjuriert hatten, und sie an der Reaktion eines Jurors merkte, dass er von ihrem Vorschlag gar nichts wusste, fragte sie nach. Sie erfuhr, dass zweidrittel der Gefangenen schwer kriminelle Ausländer sind, Kunst dürfe nicht christlich orientiert und nicht provokant sein, 'Das stand in der Ausschreibung nicht drin!'

E's Entwurf für eine Polizeiinspektion sah versiegelte Fotodrucke in Gitterstrukturen auf acht Meter hohem spiegelndem Edelstahl vor. Sie

musste Kosten recherchieren, erhielt eine Absage, keine Begründung. E hatte aber von einer anderen Polizeistation Kopien monatelang nicht zurück erhalten, Begründung: die Bilder wären zu schön. Juroren hatten eine Glaskugelarbeit, die in jedem Raum hängen könnte, ausgewählt. E fragte beim Finanzministerium nach, ob in Thüringen ein einziges Mal eine Arbeit mit einer provokanteren Handschrift ausgewählt worden sei - 'Nein.' Ein Mitarbeiter der Landesregierung klagte, dass sich Kommissionen gewöhnlich auf den kleinsten gemeinsamen Nenner einigen, das sei gewöhnlich keine Kunst.

Ein Krankenhaus im Südharz wollte Bilder ankaufen. Wir mussten Originalbilder ohne Ankaufsgarantie hinbringen. Der Blick des Mannes, der Bilder entgegennahm, stimmte mich sicher, dass Arbeiten angekauft werden. E erfuhr, dass zwei Bilder angekauft wurden. Zum Preis von einem. E sollte ein weiteres Bild zur Ansicht hinbringen. Als sie zum vereinbarten Termin kam, war die Verantwortliche nicht da. Sie behauptete kurz später, es existiere kein mündlicher Vertrag, sie wolle nur das Bild, das E zusätzlich hingebraucht hatte. E wollte nicht, dass ihre Bilder bei Menschen hängen, die unzuverlässig sind und lügen. Sie war erleichtert, als K sagte: 'Wir verzichten auf das Geld.' Sie bekam ihre Bilder erst zurück, als sie mit einer Anzeige wegen Unterschlagung gedroht hatte. Sie hatte einen Job und konnte sich Ehrgefühl leisten.

E sollte den Betrag, den jeder Künstler einzahlen musste, bevor er Bewerbungsunterlagen für Kunst am Bau erhielt, nicht zurück erhalten, weil sie vorgeschlagen hatte, dass im Regierungssitz von dem ausgeschriebenen Geldbetrag eine Galeristin teilfinanziert wird, die in Wechselausstellungen im Treppenbereich in Thüringen wohnende Künstler präsentiert. Begründung: Sie hätte nur die Ausstellung ihrer Arbeiten vorschlagen dürfen. E resignierte.

E bat den Verband Bildender Künstler, jedes Jahr zu veröffentlichen, welche Institutionen Künstler fair behandelten. Sie bot dem Verband den Aufbau einer Internetgalerie an. Sie sollte Konzeptionen für eine Webseite schreiben. Monate später wurde einem Kostenvoranschlag zugestimmt, ein journalistischer Text zugeschickt. Der Text war redundant. Es fehlten Sachinformationen. Ein normales Service-Unternehmen hätte den Text layoutet, ins Internet gestellt. Mein Sohn entwarf das Lay-out. Wir fuhren nach Erfurt, installierten Disketten. Wochen später erhielten wir die Nachricht, der

Vorstand hätte den Vorschlag einstimmig akzeptiert. E sah zufällig einen Informationszettel liegen, der zwei Jahre vorher erarbeitet worden war und alle wichtigen Daten enthielt, E hätte ihn nur abschreiben brauchen. Ein Jahr war um. Der Verein hatte noch keinen Vertrag mit einem Internetanbieter. Wir hatten unsere eigene Webseite innerhalb von wenigen Tagen installiert. E nahm sich vor, nie wieder für einen Verein zu arbeiten, wenn keine Verantwortlichkeiten festgelegt sind. Wir boten an, die Internetpräsentation inklusive Künstlergalerie, Vernetzungen, Änderungen verantwortlich zu betreuen. Keine Reaktion.

Der Vorstand arbeitete ohne Aufwandsentschädigungen. Der Passus, dass sich Vorstandsmitglieder nicht selbst für finanzierte Projekte vorschlagen dürfen, wurde gestrichen. E sagte trotzdem, dass sie erst bereit ist, in Vorständen mitzuarbeiten, sobald es ein Internetforum gibt, das ein beständiges Arbeitsgespräch ermöglicht. Die Vorstandssitzung, an der sie teilgenommen hatte, war nicht vorbereitet gewesen. Zeitverschwendung.

Der Kunstverein Jena war von Professorenfrauen unterwandert worden. Sie feierten in den Galerieräumen, ohne Miete zu bezahlen, ließen Künstler zu sich kommen, besuchten sie im Atelier, kauften nichts. Ein Malermeister habe Räume gestrichen, als Arbeitslohn eine Ausstellung für seinen Sohn gefordert. Der Kunstverein war kein Künstlerverein, aber er beanspruchte Mittel der Stadt. E hatte keine Lust, ihn mit Künstlern zu unterwandern. Sie wollte als Kulturmanagerin grundsätzlichere Veränderungen in der Gesellschaft durchsetzen.

Fotoarbeiten wurden für den Gabriele-Münter-Preis nominiert. E zweifelte, dass sie als Quergängerin eine Chance hat, andere sagten, dass sie eine Chance habe, weil sie Quergängerin sei. E wunderte sich, dass unter den Jurorinnen, die zu ihr geschickt wurden, nur Ostdeutsche waren, eine kannte ihre Arbeiten. Sie schlief unruhig, weil sie gefragt worden war, wie sie ihre Aktbilder feministisch interpretieren würde. Sie erhielt einen Absagebrief, der pathetisch klang und in dem stand, dass ihre Arbeiten in einem Archiv verschwunden sind. Nachfragen. Bewerbungsunterlagen wären spurlos verschwunden. Die Projektleiterin habe den Juroren ein weißes Papier mit E's Namen hingelegt, von anderen Künstlern hätten Stapel an Material gelegen. 'Wäre die Entscheidung sonst anders ausgefallen?' - 'Möglich.' Die Projektleiterin stimmte zu, dass keine Chancengleichheit geherrscht habe und wies daraufhin, dass E mit der

Bewerbung akzeptiert habe, dass ein Rechtsweg ausgeschlossen ist. E appellierte an Moral. Sie war unsicher, ob sie in einem Frauenmuseum ausstellen will, aber sicher, dass sie sich albern fühlen müsste, wenn sie für Gleichberechtigung von Frauen gegenüber Männern kämpft und Chancengleichheit zwischen Frauen nicht durchsetzen kann. Sie schrieb an die Schirmherrin. Keine Antwort. Sie schrieb einer Jurorin, die im Ministerium von Nordrhein-Westfalen arbeitete, dass sie vermuten muss, dass die Post die Ministerin nicht erreichte und sie die Nachricht über das Innenministerium schicken muss. Sie setzte eine Frist. Kurz vor Fristende kam ein Schreiben aus dem Bundesministerium. Die Frau, die für die Organisation des Preises verantwortlich war, behauptete, sie sei von der Ministerin beauftragt worden, zu antworten, Jurorinnen hätten gewissenhaft - . E wollte einen Brief mit der Unterschrift der Ministerin. Keine Reaktion. Sie bekam einen Kalender mit Arbeiten der Künstlerinnen, die für den Preis in die enge Wahl gekommen waren, geschickt. Wir waren schockiert. Keine einzige Handschrift, die Irritationen / Weckreize in uns hätte auslösen können.

Aufenthaltsstipendium Casa Baldi. Absage. E fragte nach. Ihre Bewerbungsunterlagen hätten im falschen Fach gelegen. Ob sie eine Neuausschreibung fordern wolle. Die ausgewählten Künstler waren bereits benachrichtigt. E dachte, dass sie bis zur nächsten Ausschreibung warten könnte. E fragte beim Verband Bildender Künstler an, ob ihre Bewerbungsunterlagen für eine Ausstellung in Kassel Juroren vorgelegt wurden. E sei nominiert. Ihr wurde erzählt, dass, als ihre Frage eintraf, panisches Suchen begonnen habe. Ihre Bewerbungsunterlagen seien verschwunden gewesen. 'Von Ordnung ist bei Ausschreibungen wenig zu spüren.'

Die Ausstellung in Kassel fand im Kulturbahnhof statt. Der Raum war beeindruckend. Bilder mussten auf eigene Kosten hingebacht, abgeholt werden, Künstler sollten zur Vernissage anwesend sein und für den Katalog zuzahlen. 'Wozu der Aufwand? Wenn das Finanzamt, Kosten nicht mehr verrechnet, mache ich das nicht mehr mit.' Ein Künstler, der jünger war, sagte, dass sie stolz sein solle, dass sie keine Alkoholikerin geworden sei, selten rauche - er hätte sich an ihrer Stelle bereits den Strick genommen.

Ein Kunstmanager behauptete, dass Frauen auf dem Markt benachteiligt würden, weil, wenn sie Erfolg hätten, sich Leistungsdruck weitgehend

verweigern würden. Er fragte, ob E in der Lage sei, drei Bilder am Tag zu produzieren, sie sagte: 'Nein.' Als sie zu Hause war, erschrak sie und faxte noch in der Nacht: 'Ein Bild am Tag könnte ich schaffen.' Er hatte ihre Zeichnungen originär genannt.

Als E merkte, dass sie beständig zeichnen könnte, hatte sie aufgehört, 'Wenn es zum Geld verdienen sein muss, kann ich es als Job tun wie einen andern Job.' Als ein Schreiben eintraf, sie sei aus über tausend Einsendungen für einen Kunstpreis Grafik in Mainz nominiert, fragte sie nach. Sie hatte sich nicht beworben, weil die Bewerbungsprozedur aufwendig war, nur einen Katalog geschickt. Er war nominiert. Als der Mainzer Kunstverein einen Kunstpreis für Karikatur ausschrieb, entstand das Buch 'Im Rosenkranz', eine Rose, die meine Tochter gezeichnet hatte, war in jedem Bild. Nominierung. Ausschreibung Fotopreis. Bewerbung. Nominierung. E musste Fotocollagen zum Mainzer Kunstverein bringen. Sie schlug vor, dass statt dem Preisgeld Aufwandsentschädigungen an alle Künstler gezahlt werden. 'Wenigstens das.'

Als ein bayrischer Kunstverein eine Arbeit zum Thema Kafka ausgeschrieben hatte, fertigte sie mit K einen Lampion, 'Kunst leuchtet in die Nacht', 'Mein Amerika, Mein Prozess, Mein Schloss, Mein Kafka.' E registrierte, dass regionale Künstler eine Ausstellung ausgeschrieben hatten, um sich selbst und ihre Arbeiten mit Hilfe von bekannt gemachten Namen aufzuwerten. E war dagegen, dass sie als Künstlerin einerseits unbezahlt arbeiten und andererseits darauf warten sollte, dass jemand sie in Programme einordnet. Sie wollte ihre Arbeiten in eine Kafka-Ausstellung stellen können. Sein Schloss und sein Prozess hatten ihre Weltsicht geprägt.

Als sie ein Atelier in Basel erhielt, beschloss sie, Postkarten- und Gitterstrukturen aufzulösen. Obwohl Linien ein Netz bildeten, wirkten Einzelmotive in ihnen gefährdeter. E's Zeichnungen erinnerten andere an Klee, Miro, Dali, Picasso. Sie entstammte dem Bildungsbürgertum. Wenn sie krank gewesen war, hatte sie Bildbände angesehen. Kirchenfenster von Chagall hatten sie beeindruckt. K brachte ihr ausrangierte Fenster. Sie klebte transparente Grafiken, Fotos ein, zeichnete, füllte Flächen mittels Messerspitze mit transparenten Farben. Wenn Sonne hindurch fiel, wanderten auf dem Fußboden farbige Kleckse. 'Farbe zwischen drinnen und draußen.'

Ein Baseler Fotograf hatte auf E's Arbeiten mit Respekt reagiert, Kontakt zu einer Fotogaleristin empfohlen, sie solle sich auf ihn berufen. E führte brav Konversation. Die alte Dame wollte ins Atelier kommen, um Originale anzusehen, sie kam nicht und sagte, sie sei zu alt geworden. Die Dame sagte, dass E ein schöner Mensch sei. Es gäbe wenige schöne Menschen. E reagierte verstört. Jahre später saß eine andere Frau in dem Raum und sagte, dass sie uns in Berlin besuchen wird, um Originale anzusehen. Zeit verging.

Eine Freundin sagte, E solle ihre Arbeiten in die Elisabethenkirche hängen. E wollte nicht unbezahlt arbeiten. Sie dachte, dass es ein Kompromiss sein könnte, während der ART Basel auszustellen. E müsse Sponsoren finden, um die Kirche anzumieten, lehnte ab. Baseler Künstler beneideten sie, weil sie Ausstellungsmöglichkeiten von zwei Galeristen erhalten hatte. E litt, dass Ausstellungen nichts daran ändern konnten, dass sie jedes Jahr zum Arbeitsamt musste. Sie hatte das Bedürfnis, Bilder zu fertigen, keins, sie auszustellen. Bilder auszustellen war in einer arbeitsteiligen Gesellschaft Arbeit für andere.

Sie erhielt Geld, weil ein Künstler ein Fensterbild umgeworfen hatte. Seine Versicherung zahlte. Eine Frau behauptete, die Zerstörung habe das Bild in ihr Hirn gebrannt. Scherben sahen schön aus, sie durften nicht liegen bleiben. Ein anderee Galerist kaufte ein Bild, als nach Abzug der Kosten für Einladungskarten, Essen und Getränke kein Rest war. Aber die Ausstellungseröffnung war ein Ausflippen gewesen. Einer spielte Gitarre, wir sangen, tanzten. Sie sagten, ich hätte Menschen verändert, weil ich Ostdeutsche bin. Ich sagte: 'Ich fühle mich in Basel wohl.'

Als E ihren Galeristen auf einer Durchreise unangemeldet besuchte, zeigte er ihr, dass er seiner Schwester, kurz bevor sie klingelte, eine ihrer Zeichnungen als Geburtstagsgruß gefaxt hatte. Er wirkte im Verhältnis zu uns reich, aber er klagte, dass er zu viel arbeiten müsse, er müsse seine geschiedene Frau und Kinder versorgen. Er arbeitete als Architekt. Tage später war er tot, E machte sich Vorwürfe, dass sie seine Erschöpfung gefühlt und ihn nicht ins Bett gesteckt hatte. Ich dachte, dass das der dritte Tote im Bereich Management war.

Als E Glasbilder in der Verbandsgalerie Erfurt ausstellte, nahm sie keinen

Rechnungsblock mit, sie plante die Ausstellung als Kurzurlaub auf der Krämerbrücke: Weintrinken auf der Straße, schlafen in der Galerie. Ein Lehrerehepaar kaufte eine Arbeit. Ein Beamtenehepaar stritt. Die Frau wollte einen Mirodruck durch eine Collage aus Häusern und Aktfotos ersetzen, übers Bett hängen. Der Mann behauptete, dass Bild könnte sie erschlagen. 'Wir können es befestigen', 'Es könnte ein Erdbeben...' Er schlug vor, ein anderes Bild zu kaufen. Die Frau sagte leise: 'Ich habe selbst Geld, ich könnte es kaufen.' E fragte zwei Stunden später, wer im Streit gewöhnlich siege, er sagte: 'Sie!' Die Frau gab nach. Sie kauften das unauffälligste Bild. Sie kamen am Abend mit Freunden, die Frau zeigte auf ihr Lieblingsbild und flüsterte mir zu, dass sie mich wiedersehen wird. Andere fragten, ob ich ihnen ihre Fenster gestalten würde, sie ließen sich Adressen geben. Kein Anruf.

Eine westdeutsche Frau sagte, sie gehe gern in Galerien, Galeristen würden zuhören - sie redete über Krankheiten. Ein Mann hörte, dass E zu K sagte, sie habe zwei Bilder verkauft. 'Noch eins verkaufen Sie nicht!' Er zeigte auf eins, 'Ich nehme das für die Hälfte.' Er flüsterte seiner Frau zu: 'Es ist viel mehr wert.' E war froh, Geld erhalten zu haben, mehr Geld erhalten zu können, und nickte. Als er das Bild abholte, war er ein anderer Mensch. Er sagte, sie hätte verhandeln müssen, er hätte mehr Geld bezahlt, 'Ich habe einen sozialen Bonus. Wer wenig Geld hat, soll weniger zahlen als die, die mehr haben.' Er behauptete, sie würden noch in ein anderes Geschäft kommen. Ein anderes Ehepaar überlegte, ob E eine Wohnungswand in München gestalten sollte, E zögerte, weil sie keine Erfahrung im Bereich Wandmalerei hatte, im Brotjob war, und bereute es Jahre später, 'Es wäre eine Herausforderung gewesen.' Eine Studentin der Kunstwissenschaft war stundenlang in der Galerie, E redete mit ihr, ohne an den Verkauf von Bildern zu denken. Die Frau fragte, ob sie eine Arbeit zur Hälfte des Preises kaufen könne, sie wollte sie sich zum Geburtstag schenken, später bezahlen. Die Frau war Ostdeutsche. E war gerührt, sie gab ihr das Bild mit. Als der Tag, an dem das Geld hatte eintreffen müssen, vorbei war, fühlte sie sich verunsichert. Es traf Tage später ein.

Es fiel ihr schwer, zu akzeptieren, dass ihre Bilder von Fremden in ihr unbekannte Räumen gehangen werden. 'Ich brauche Geld, weiter arbeiten zu können.' E erhielt ein Wohnungsangebot auf der Touristenbrücke, weil sie politisch engagiert war. Vier Zimmer. Niedrig. Denkmalschutz. Angst, 'Menschen mögen Blau und Katzen, sie mögen blaue Katzen.' Die

Krämerbrücke hätte mich zerstört.

E hielt den Telefonhörer in der Hand und sagte: 'Ich sitze auf DDR-Linoleum.' Das Atemgeräusch des Anrufers bezeugte Betroffenheit, 'Es wird besser werden', 'Ich kann das nicht glauben', 'Was kostet ein Bild?'... 'Das kann ich nicht bezahlen, ich bin kein Rechtsanwalt, kein Arzt. Aber ich will eins kaufen.' Die Sonne brach durch die Wolkenschicht, ich sah Schatten, 'Du bist ein Zauberer', sagte Eck. Kurz später erinnerte sie sich, dass sie sich von ihm gewünscht hatte, dass nur Einzelkünstler vom Kulturfonds gefördert werden. Institutionen verschlangen Geld, Künstler erhielten fast nichts.

E schickte ihm Kopien, legte ein Buch 'Im Rosenkranz' dazu. Als er Kopien angesehen hatte, sagte er, dass er eine Arbeit kaufen wird, sobald er Originale gesehen hat. Er kaufte das Buch. Er wollte mich besuchen. Er fiel im Urlaub die Treppe hinunter und war schwer verletzt. Er rief an, sagte, er könnte Bildabdrucke vermitteln. Er freute sich, dass das Gedächtnis funktionierte. Die Zeitschrift gehörte der Akademie der Wissenschaften in Brandenburg. E sollte die Fotoballaden zweifarbig ausdrucken, aber der Drucker druckte bunt oder schwarz-weiß. E bot an, der Grafikerin zu vertrauen. Als sie den Vertrag zugeschickt bekam, war sie glücklich, 'Das ist fair bezahlt. Es geht auch anders.'

Fotografie hatte es schwer, sich als Kunstart durchzusetzen. Galeristen, die fasziniert auf E's Fotocollagen sahen, sagten, sie müssten darauf achten, keine Gemischtwarenhandlung zu werden. Fotogalerien suchten Tradiertes. Eine Künstlerin, die blaue Pigmente zu einem Kreis gestreut hatte, nahm für ein Bild das Dreifache dessen, was E für eine Fotoballade gefordert hatte. Der Preisunterschied wurde vom Käufer nicht hinterfragt. Die Preise von Bildern sind hoch, weil mit ihnen Arbeitskosten finanziert werden müssen.

Wenn ein Ausdruck den Drucker verließ, konnte er einen kurzen Moment von Glückseligkeit auslösen. K wollte sich Drucktechniken aneignen. Er ließ sich eine Wäschemangel schenken, schnitt E's Grafikmotive in Gummi, druckte. 'Wozu?' Wenn kein Vertrieb existiert, ist es sinnlos, ähnliche Grafikmotive zu fertigen. E benutzte Ausdrücke, malte mit Aquarellfarben, Kreiden hinein... Neugier ließ nach. Sie hätte das als Job tun können. K übte, Papier zu schöpfen.

E hatte, als sie sicher gewesen war, nie zu fotografieren, ihren Fotoapparat ihrer Tochter geschenkt. Sie borgte ihn sich aus. Als ihre Tochter ihn brauchte, beschloss sie, sich einen Apparat zu kaufen. Wenn sie während Veranstaltungen fotografiert hatte, hatte Klicken gestört. K redete ihr zu, eine Kamera auszuwählen, die leise ist und unabhängig von speziellen Fotobatterien. E spürte, dass er daran glaubt, dass sie mit Fotoarbeiten Geld verdienen kann, der Scanner und der Farbdrucker waren teurer als die Kamera gewesen. Sie stimmte zu. Die Kamera war schwer, sie lag gut in der Hand. Sie konnte mit ihr im Infrarotbereich fotografieren. Wenn E ins Ausland fuhr, borgte sie den Apparat ihrer Tochter. Er war leicht und weckte keine Begehrlichkeiten. Sie arbeitete nicht digital. Effekte kamen vom Filmmaterial, Negativentwicklungen, Crossen, Spiegelungen. Sie hätte gern groß gearbeitet, sie erhielt keinen bezahlten Auftrag.

Als E in der Kunstakademie Solitude / Stuttgart Fotos eines Freundes gezeigt, einen Text über das Tacheles vorgelesen hatte, waren zwei junge Männer nach Gesprächsende geblieben. Sie hatten im Tacheles gearbeitet. E fühlte sich dem Maler näher als dem Manager, obwohl sie einen Manager gebraucht hätte. Sie übernachtete bei ihm, als er sie nicht mehr erotisierte. Als er hoffnungslos saß, sagte sie, dass sie Kunstmittler anrufen wird. Er wurde zu einem Wettbewerb eingeladen, gewann. Er installierte auf einem Dach einer Neubausiedlung die Leuchtschrift: Ich sehe etwas, was du nicht siehst. Als er sagte, dass er die Hälfte des Honorars an seinen Galeristen abgeben müsse, reagierte E verstört, 'Ich will kein Geld von dir, aber wenn, hätte ich die Provision verdient.' Sie fragte, ob sie eins ihrer Bilder in eine seiner Ausstellungen hängen dürfe, - er sagte, dass E aufhören müsse, zu zeichnen. Als sie ihn wieder traf, konnte er sich an das Gespräch nicht erinnern. Wenn er zu viel getrunken habe, sei er gelegentlich ein Schwein. Er hatte an der Kunstakademie studiert, sie nicht. E war öfter für Kunstpreise nominiert. Er hatte andererseits Galeristen, die Bilder verkauften, sie nicht. Sie respektierte seine Arbeiten, er ihre nicht, er sagte, er könne nichts anderes, nur malen.

E vermutete, das sie Ungewöhnliches schuf, weil sie auf keiner Kunstakademie gewesen war, Kunst anderer wahrnahm, Kunst als geistiges, emotionales Abenteuer verstand. Seitdem E fotografierte, sah sie genauer hin. Die Konzentration auf ein Bild konnte wie ein Orgasmus aus Denkkreisläufen, die zu nichts führten, holen. E nahm aus Scheu, sie

könnte zu viel fotografieren, oft zu wenig Filmmaterial mit. Sie wollte in keine mechanische Rolle / Manier. Als keine Neugier mehr war, hörte sie auf. 'Als Job würde ich es noch tun.'

Ausschreibung München. In einem Jahr durfte sich niemand bewerben, der keinen Hochschulabschluss im Bereich Kunst hatte, älter als vierzig Jahre alt war, obwohl die Ausstellung 'Große Deutsche Kunstausstellung' hieß. Künstler sollten für Bewerbungen Verrechnungsscheine mitschicken, es wurden aber Vordruckabsagen verschickt, in denen stand, dass sich der Künstler im folgenden Jahr erneut bewerben könne, das heißt, der Künstler erhielt keine Gegenleistung. Eine 'Künstlerkolonie' in Amerika warb weltweit um Bewerbungen und verlangte eine Bewerbungsgebühr. Wir lästerten, dass wir reich werden könnten, in dem wir einen Kunstpreis ausschreiben, Gebühren kassieren. E wollte eine Rechtsauskunft von der Gewerkschaft, ob vom Künstler eine Ablehnungsbegründung als Nachweis einer Arbeitsleistung eingefordert werden kann, um Missbrauch von Ausschreibungen zu verhindern. Keine Antwort. Sie ließ sich beurlauben. Es wurde nun in der Gewerkschaft diskutiert, ob eine Beurlaubung rechtlich möglich ist. Sie verließ die Gewerkschaft und wurde mit der Unterstellung konfrontiert, sie habe kein Interesse an der Verbesserung der Situation der Künstler.

In den Zeitungen stand, in Thüringen würden acht Millionen zusätzlich für Kunst bereit gestellt. Zeitungsleser dachten, Künstler würden bezahlt. E fragte nach, Gelder waren für die Erhaltung von Häusern. Der Vorsitzende des Berliner Künstlerverbandes hatte zentralen Künstlervereinigungen vorgeschlagen, durchzusetzen, dass nur die Ausstellungen mit öffentlichen Mitteln gefördert werden dürfen, in deren Konzeption ein Honorar für Künstler vorgesehen ist. Ohne Erfolg. Funktionäre vertraten nicht die Interessen der Künstler, von deren Arbeiten sie lebten. Auch das Bundeskanzleramt habe Künstler genötigt, unbezahlt auszustellen.

E hatte gehofft, mit Hilfe der Verbände durchsetzen zu können, dass gesetzlich verankert wird, dass Ausstellungen mit Leihgebühren finanziert werden müssen. Der Künstler könnte die Gebühr Galeristen als zinslosen Kredit überlassen. Es würde verhindern, dass Wirtschaftsunternehmen Räume Verkaufsgalerien nennen, um Ausstellungshonorare einzusparen, in dem sie eine Preisliste auslegen. Verkäufe erfordern Verkaufsgespräche, Aufspüren von Sammlern.

Der Verband Bildender Künstler Thüringen plante eine Kunstausstellung. Aus Angst, als provinziell verspottet zu werden, kaufte er Juroren ein. Laut Ausschreibungsbedingungen sollten von Juroren ausgewählte Künstler von Juroren ausgewählte Arbeiten zu einem bestimmten Termin an einen bestimmten Ort bringen, an einem bestimmten Termin abholen. Keine Aufwandsentschädigung. E protestierte, rief den Geschäftsführer des Kulturfonds an, 'Die Ausstellung wird nicht provinziell, Künstler wie ich machen mit.' Sie reichte aus Kostengründen einen Vorschlag in der Größe eines Briefumschlages ein. Text: Arbeitskosten + Ausstellungshonorar = Bildvergrößerung. Anruf: Sie müsse laut Ausschreibungsbedingungen von den Fotokopien Fotos oder Dias fertigen. E weigerte sich. Ihr Vorschlag wurde abgelehnt. Der Kulturfonds bewilligte auf Grund ihres Einspruchs Gelder für die Fahrtkosten der Künstler und einen Zuschuss zum Katalog. Der amtierende Vorsitzende der Akademie der Künste, Matthias Flügge, beteuerte, sich für E's Entwurf eingesetzt zu haben, ein anderer sagte, dass die Verantwortung für die Ausstellung beim Künstlerverband liege. Eine Jurorin behauptete, E's Kunst sei zu 'billig' gewesen... Künstler durften auch in einer verbandseigenen Ausstellung nicht bestimmen, was sie ausstellen. E schlug dem Vorstand vor, Jurorenentscheidungen zu hinterfragen. Sie musste monatelang auf Antwort warten. Und trat aus dem Künstlerverband aus.

Als K gezwungen wurde, in einer Trainingsmaßnahme wochenlang Kreuzworträtsel zu lösen, hauten wir aus Thüringen ab. Wir hausten zuerst obdachlos auf dem Parkplatz der Akademie der Künste Berlin, das Haus hatte im Keller ein Klo. Mitglieder waren überwiegend männlich. Neue Mitglieder durften nur aufgenommen werden, wenn einer gestorben war. Vorschlagsrecht lag bei Mitgliedern. Männer handelten gegenüber Männern fairer als gegenüber Frauen. Sie rechtfertigten sich, sie müssten kompensieren, dass sie keine Kinder gebären können.

E fragte im Tacheles nach einem Atelier, in der Hoffnung, es könnte Wohnungersatz sein, sie forderten erneut Bewerbungsunterlagen, ich verwies auf die Webseite, uns wurde ein Atelier zugesprochen. Es dauerte Wochen, bis eins frei war. Ab und zu wurde das Büro von der Polizei versiegelt, weil zu viele Menschen behaupteten, Vorstandsmitglieder zu sein. Wir sollten nur Nebenkosten bezahlen, aber die undokumentierten Nebenkosten für dreißig Quadratmeter waren so hoch wie die Nebenkosten

für eine Wohnung. Keine Dusche, nur ein verdrecktes Klo. Wir wollten zwei Jahre bleiben. Das Atelier sollte eine Art Begegnungsraum werden. Die fremden Gäste strömten ein und aus. Wir litten an dieser Art Anerkennung, weil wir den Raum finanzieren mussten. Wir hatten geglaubt, dass wir im Haus Jobs zur Finanzierung des Ateliers erhalten können, sie verteilten sie unter sich. Wir hatten uns entschieden, in artfremden Brotjobs zu arbeiten, um nicht ins Kunstgewerbe abgleiten zu müssen. Wir mussten bunte Magnetbildchen mit Fotos vom Tacheles fertigen, Arbeitskosten finanzieren zu können. Der Tacheles-Verein zahlte fürs Haus nur einen Euro an Miete. Die Geschäftsführung zahlte für Büroräume nichts, sie gab sich Arbeitslohn, Fotokünstler mussten, wenn sie als Gäste das Haus durchstreiften, Fotogebühren zahlen.

Wir waren glücklich, wenn im Tacheles etwas geschah, was an Kunst erinnerte: Zwei Fotografen schleppten Engelsflügel mit sich herum. Vieles, was an Bildern um uns entstand, war Kunstgewerbe. Druck, Geld zu verdienen, war groß. Einige Künstler arbeiteten unter falschem Namen und mit gefälschten Biografien für einen Galeristen, der Kunstzeitschriften durchblättert, ihnen Bilder vorlegte, die sie so ähnlich malen sollten. Zehn Bilder im Monat sicherten das Existenzminimum. Er wollte es durch artfremde Arbeiten verdienen, aber sie wusste, dass sie Angebote, nicht ablehnen durfte. Andere Künstler arbeiteten in einem Käferchen für eine russische Kunstmafia.

Ein Arzt suchte das alte Tacheles, er fand nur unsere Tür offen und schenkte mir zwanzig Euro, er wolle die Bilder in seine Praxis. Er redete so, als würden Patienten in Arztpraxen gehen, um Bilder zu kaufen. Ein Immobilienmakler kam mit Bodyguards, er sah aus wie der Boss aus Mafiafilmen, er wollte über den Bildpreis verhandeln, ich sagte, dass Verhandlungen gewöhnlich dahin führen, dass man ausgenutzt wird, seine Bodyguards nickten. Ich dachte, dass es billig geworden ist, sich Männer, die hinter einem her trotten müssen, zu kaufen. Ein Immobilienmakler, der zugesagt hatte, sich das Brückenbild zum Geburtstag zu schenken, kam nicht wieder. Eine Amerikanerin, die gesagt hatte, sie werde in Washington Arbeitspartner für uns finden, meldete sich nicht. Auch die ehemalige Mitarbeiterin des ehemaligen Ministerpräsidenten Thüringens konnte keinen Brotjob für mich finden. Einer gab ein Bild in Auftrag, er wollte Negativaufnahmen von Tulpen auf weißem Untergrund, es in Raten bezahlen. Er wurde arbeitslos, der Verkauf nicht realisiert. Wir wussten,

dass wir Jobs brauchen und hingen Suchannoncen an die Atelierwand. Eine Schulklasse aus Holland kam zu Besuch. Schüler wirkten verängstigt. E erfuhr, dass der Lehrer E's Text über das Tacheles im Unterricht mit ihnen besprochen hatte. Ein Künstler sagte, er habe meinen Tachelestext auf Endlospapier ausgedruckt, ins Zimmer gehangen. Ein anderer zeigte ihn mir und sagte, eine Italienerin habe ihn ihm zum Lesen gebracht. Sie sei Fan meiner Texte.

K fand hinter einer Klappe mehr als einhundert Euro mit einem Zettel, 'Nur einer weiß, dass du das heute hier finden wirst', es war uns unheimlich, wir nahmen es hin. Wir suchten nach Praktikanten, die das Atelier offen hielten, wenn wir unterwegs waren, es gab täglich Nachfragen. Es blieben drei, denen wir Freiheit ließen, weil wir niemanden ausbeuten wollten, wir boten Provision. Aber wir reagierten irritiert, als einer, der uns gebeten hatte eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme für ihn zu realisieren, die Ateliertür verschloss, um ungestört am Computer spielen zu können und uns eines Tages sogar nach Hause schicken wollte, weiter spielen zu können, und Gäste ermunterte, Kopien zu kaufen und heimlich groß zu ziehen, um Provision vom Verkauf der Kleinkopien erhalten zu können.

Wir schliefen ab und zu im Atelier. Der Blick glitt über ein halbzerfallenes Haus in den Himmel. Reiz ließ nach. Runter fallender Putz erschlug einen Mann. Wir sahen Kreideumrisse auf dem Bürgersteig, jemand behauptete, das sei eine Werbeaktion eines Kostümladens. Blut war echt.

Die Hoffnung, dass es zu einem Atelieraustausch nach New York oder Tokio kommen könnte, verlor sich. Der Aufenthalt im Tacheles konnte nichts an der Grundsituation, anerkannt zu arbeiten und als arbeitslos zu gelten, verändern. Wenn wir uns fragten, ob es besser ist, das Atelier zu behalten oder nur in der Wohnung im Wedding zu hausen, wollten wir bleiben. Wir schienen beliebt. Gäste kamen mehrfach, um Freunden unsere Arbeiten zu zeigen. Auch Künstler aus dem Haus.

Die beliebteste Arbeit war die Collage einer schwangeren Frau. Es entstand nicht viel Neues. Die Stufen, die in ein überschwemmten Unterkeller geführt hatten, waren verschwunden. Der Keller war zubetoniert, aufgerissen worden. Wenn E einen Taucher gekannt hätte, hätte sie sich um eine Unterwasserkamera gekümmert. E filmte im Hof meterhohe Buchstaben aus Metall. Sie fühlte sich mutig, weil der Besitzer der Metallwerkstatt als

Feind des Vorstandes galt. E fühlte sich mutig, als sie Informationen einforderte, warum eine Büromitarbeiterin entlassen wurde. Sie habe einen Putsch geplant. Wir glaubten es nicht, schwiegen aber, weil sie so heftig reagierten, dass wir nur die Wahl hatten, auszuziehen oder zu schweigen. Silke Tinsner schien zufrieden, dass Tacheles verlassen zu haben.

Als wir das erste Mal zu einem Plenum waren, wurde ernsthaft diskutiert, ob die, die die Bar betreuen, kugelsichere Westen tragen sollten. Wir dachten: 'Wenn sie aufeinander schießen, trifft es uns von beiden Seiten.' Wir sagten uns, dass es nicht wahrscheinlich ist, dass sie bereit sind, Mörder zu werden und ins Gefängnis zu müssen. Es gab Brandanschläge, das Haus war aus Beton. Es gab Wasseranschläge, Wasser lief bis zum Atelier, K baute eine hohe Türschwelle. Erinnerungen ans Tacheles sind Gestank aus dem Klo. Gäste pissten neben Klobecken und in Gänge, sie kotzten. Einer habe vors Klo gekackt. Es wurde diskutiert, ob das als Kunstaktion betrachtet werden kann. Es kamen Bettler. Die meisten freuten sich über ein Stück Brot, andere wollten sich in unser Bett legen, um zu schlafen. Im Tacheles kursierten Hasch und Kokain, wir nahmen nichts, aber wir tranken mehr Alkohol als gewöhnlich, E kaufte sich stückweise Zigaretten, zu Hause rauchte sie nicht. Als wir aus dem Atelier ausgezogen waren, fühlten wir uns k.o.

Wir hatten Kulturereignisse außerhalb des Tacheles nicht mehr wahrgenommen. Wenn wir am Wochenende in den Wald gefahren waren, waren wir sofort eingeschlafen, schläfrig geblieben. Wir nahmen uns vor, jede Woche ein Kulturereignis, das nicht viel Geld kostete, zu besuchen. Wir gingen ins Theater und waren enttäuscht. Wir gingen ab und zu ins Tacheles. Wir hatten Freunde dort. Bis ihnen gekündigt wurde. Einer von ihnen gehörte zu den Erstbesetzern. Der Vereinsvorsitzende nannte sich Stalinist. E's Texte übers Tacheles, die wir an die Wand geklebt hatten, waren rasch übersprüht.

Wir fuhren zu einem Offenen Screening, das Publikum war in Ängsten und Eitelkeiten interessanter als die Filme. Kurzfilmfestival. Ein Beitrag weckte Lust, mit den Produzenten einen Spielfilm zu drehen, er zeigte Sexlust von Alten, Verkrüppelten.

Wir wollten zu einem Performancefestival, irrten uns in der Adresse und fanden eine entkernte Fabrik, die wir für einen Motorradfilm nutzen könnten:

Treppen hoch, runter, hundert Meter lange Etagen im Viereck. Uns faszinierte der Heizungsraum. Kessel unbenutzt. 'Man könnte von oben in sie steigen, in ihnen schlafen, vorn die Klappe öffnen und raus gucken.' Wir überlegten, wer schlank genug ist. Wir luden Freunde ein und filmten. Wir saßen am Küchentisch, das Gespräch wurde Tratschgespräch. Keine Gruppe, in der sich die Sehnsucht zu filmen, verselbständigen könnte.

E hatte das erste Mal in Lüderitz/Namibia bereut, keine Filmkamera zu haben. Pastellfarbene Landschaften, vom Sand abgeschmirgelte Häuser. Sie wünschte sich eine Frau mit rotem Kleid, schwarzen Schuhen. Sie stellte sich vor, dass K und sie in einem der Häuser hausen. Sie würde Alltag filmen und nachträglich mit Dialogen versehen. Als wir den Leihwagen in die Garage setzen wollten, um Sandschäden zu vermeiden, scherte es das zusammengeklappte Zelt auf dem Dach fast ab. E war beschäftigt gewesen, Türen gegen den Wind aufzuhalten, und hatte auf die Höhe des Tores nicht geachtet. E wollte eine Filmkamera, - kein Geld.

Das Theater erhielt eine Kamera von Steuermitteln finanziert, aber es verlieh sie nicht. E entschied sich für eine billige Spionagekamera, sie könnte Experimente ermöglichen: Kamera an Schuhen, Hut... Der Kamerasender war leistungsschwach, er wurde von elektromagnetischen Feldern gestört, wir mussten ihn verkabeln. Das erste Videoattachment, das als eine ARTSonderbriefmarke im Mailverkehr funktionierte, war 'Die Toten proben den Aufstand.' E ließ sich Mumien mit Hilfe von Kameradrehungen erheben und unterlegte es mit einer Wiener Walzerbearbeitung von K. Einige Empfänger reagierten entsetzt, andere fasziniert, 'Kunst löst Emotionen aus.' E hatte im Literaturbereich Verdichten von Texten gelernt, kürzte Bildmaterial von einer Stunde auf fünfzig Sekunden, testete Bildeffekte von Computerprogrammen, verlor Respekt. Ich kam an Grenzen.

Der erste Kurzfilm sollte eine Kamera über einem Raum zeigen, in dem ein Tisch für zwei Personen gedeckt ist, ein Mann wartet. Er wird nervös, trommelt mit den Händen, Messern, Gabeln, dem Kerzenständer, zerschlägt Geschirr, Fensterscheiben, Wände. Er sinkt erschöpft in die Trümmer. Geräusche werden Rohmaterial für eine Komposition. E drehte einen Kurzfilm über eine Frau, 'Sehnsucht Fliegen.' Sie hatte keine Tänzer, Schauspieler. Wir mussten in Rollen. In der Küche, im Bad, Bett. E war fasziniert von schwarz-weiß kariertem Fußboden. Wir experimentierten mit

Schutzanzügen, verhängten Fenster, um Nachbarn nicht zu verängstigen. E verwarf erarbeitetes Material und drehte mit K Szenen im Bad, das weiß gekachelt war. E suchte nach einer Tänzerin, die an Gittern als Tanzfläche tanzt. Sie konnte sich vorstellen, ein Ehedrama mit Gotschakugeln, die statt Schusswunden Farbkleckse hinterlassen, zu illustrieren.

Meinem Vater gefiel nichts. Er wollte, dass ich zeichnen, fotografieren, filmen lasse. Ich könne nur schreiben. Ich fragte Galeristen, ob sie ihm zustimmen, sie sagten. 'Nein.' Es gibt ausreichend Filme. Als ein Preisausschreiben eintraf, in dem zu lesen war, dass E in achtundvierzig Stunden einen Film zu einem vorgegebenen Thema gedreht haben müsste, lehnte sie ab, 'Ich brauche mehr als achtundvierzig Stunden, um mir klar zu werden, ob ich überhaupt einen Film zum Thema drehen will.'

K hatte E überredet, sich erneut für eine Überwachungskamera zu entscheiden, sie war lichtempfindlich. Er hatte behauptet, sie könne vorhandene Objektive benutzen. Sie arbeitete mit einer Kamera, die aus drei Teilen bestand. Das konnte Vorteile haben, wenn sie die Kamera abseits vom Bildschirm installierte, war aber unbrauchbar, sobald sie rasch reagieren musste. Ab und zu gab es Kabelbrüche. Ein schwarzer Hund lief mit einem grünen Luftballon im Maul, sie hätte das mit einer Handkamera filmen können. Sie schrieb einen Kurzprosatext 'Mord im Filmhaus', in der Hoffnung, vom Filmmuseum gestiftetes Preisgeld zu gewinnen, um sich zusätzlich eine kompakte kleine Kamera kaufen zu können. Sie bewarb sich bei einer Frauenstiftung um Geld für eine Kamera, sie würde sie anderen Frauen zur Verfügung stellen. Absage, sie hätten fast kein Geld. Wir sahen Filme im Fernsehen, wir gingen nicht ins Kino, um Geld sparen zu können. Wir wollten uns einen Film ansehen, Geld dafür ausgeben, weil er in einer Fabrikruine gezeigt wurde, aber als wir hinkamen, standen so viele Menschen, die über Leitern hinein kletterten, so dass wir uns albern gefühlt hätten, ihnen nachzusteigen, wir krochen durch Zäune, andere Eingänge waren zu gemauert.

E hoffte, durch Bearbeitungen von Fremdmaterial Geld verdienen zu können. Sie sollte das Dokumentationsmaterial einer Lesung bearbeiten und scheiterte: Tonmaterial war katastrophal, Bildmaterial reichte für eine Minute interessante Bildfolgen. Sie einigte sich mit dem Autor, das wir Stellen aus seinen Texten isolieren, er sie ins Mikrofon spricht, ich einen Film nach meinen Vorstellungen fertige. Ich stieg nach Experimenten in

einer Wanne mit Milch. Er nahm das Video auf seine Webseite. Das Honorar war im Verhältnis zum Honorarsatz eines Dolmetschers extrem gering. Ich hoffte, dass er mich nach China einladen wird.

K interessierte sich für E's Hirnfilme, sie sollte ihm beschreiben, was sie sah, sobald sie Augen schloss. Ihr Gehirn verdichtete Rauschen zu Bildfolgen, in ihnen war keine politische Vision, nichts Privates. Diese Art Filme langweilten mich oft, ich sah gewöhnlich nicht hin. E bündelte Beschreibungen im Text 'Provinz.' Sie konnte die Fähigkeit, vom Hirn selbst produzierte Filme ansehen zu können, als Lebensersatz nutzen. Einmal flog sie über perlmutartige Landschaften.

Als E ein Ensemble öffentliche Leben getroffen hatte, dachte sie, dass ein Theaterensemble eine Chance für Theater- und Experimentalfilme birgt. Wir borgten dem Theaterleiter Geld, damit ein Verein angemeldet werden kann. Als er E in einem Café einen Wein spendierte, sagte er, dass er von der Krankenkasse Pflegegeld erhalte, er habe sie als Pflegerin angegeben. Sie bat ihn, hundert Euro zu überweisen, so dass wir langfristig ein Technikpool fürs Ensemble aufbauen könnten. Er redete nun so, als wollte wir uns auf seine Kosten bereichern. Wir hatten ihm unsere Arbeitsräume, Technik kostenlos zur Verfügung gestellt. Ich hatte für ihn gekocht, Wäsche gewaschen. Ich hatte angenommen, dass er an Filmen interessiert ist, weil er von Theaterfilmen geredet und behauptet hatte, dass er als Mann Probleme habe, nach dem Tod nichts zu hinterlassen. Seine Inszenierungsart war zu verfestigt, um Ausgangsmaterial für eine ART-Filmreihe werden zu können, so dass das Bedauern über das Zerbrechen einer Freundschaft in Grenzen blieb. Wir hatten hunderte Stunden in seine Projekte investiert, er in unsere zwei. Er hatte uns benutzt, wir hatten uns benutzen lassen. Gefühl von Versagen.

E fühlte sich überfordert, wenn sie als Künstlerin empfindsam arbeiten wollte, als Literaturmanagerin moderat agieren musste, als Kunstmanagerin aggressiv. Die Kulturwissenschaftlerin in ihr versuchte, der Künstlerin in ihr zu helfen. Wenn E in der Öffentlichkeit über Kunst redete, redete sie über Kunstmarktbedingungen. Die Qualität der Bilder schützte sie vor Unterstellungen, dass sie politisch agiere, um mangelnde Qualität zu kaschieren. Eine Abgeordnete begrüßte sie im Bundestag mit den Worten: 'Sie geben mehr in die Gesellschaft, als sie zurück erhalten.'

Als E fragte, was K an ihr schätze, sagte er: 'Deine Faxe!' Momente eines Gesprächs, das sonst als Fiktion den Kopf besetzt hält. 'Haben die Faxe etwas verändert? Ich fürchte - Nein.' Wer Feinde hat, hat auch Freunde. Es geht mir besser, wenn ich ehrlich lebe. Ein Ministerialangestellter klagte, er habe hundertzwanzig Faxe und Mails erhalten. 'Sie sagten, ich solle für Veränderungen von Situationen von Künstlern kämpfen. Ich schrieb Ihnen hundertzwanzig Faxe. Unbezahlt!' Er kaufte Bilder an. Er fragte, ob E eine Art Sozialhilfe für verdienstvolle und unverschuldet arme Künstler annehmen würde. Ich wollte 'Nein' sagen, sagte: 'Ich kann mir Stolz nicht leisten, wenn ich weiterarbeiten will.' Sie war verblüfft, wie niedrig dotiert der Ausgleich war. Der Vorschlag des Ministeriums sei aber sofort bearbeitet worden, man habe im Bundespräsidialamt beeindruckt auf ihre Sprache, in der kein Bitten, sondern Protest war, reagiert. Sie erhielt Unterstützung unter der Herrschaft von Rau, Köhler, Wulff, Gauck. In der Aufzählung fällt auf, dass es nur Männernahmen sind.

Die Buchhändlerin in der Neuen Nationalgalerie hatte gesagt, Beuys Erben hätten verboten, dass Arbeiten anderer Künstler während einer Ausstellung neben seinen sind. Die Galeristin der Orangerie in Gera sagte, sie habe gegrübelt, wie E das geschafft habe. 'Was?' In einer Vitrine hätten drei Arbeiten von Beuys gelegen, daneben nur Arbeiten von Eck. Niemand hatte mich informiert. So stellte ich mir das Künstlerleben vor. 'Kunstwerke sind wie Kinder, die man ins Eigenleben entlässt.' Die Webseite hatte im Jahr wegen weltweiten Vernetzungen mehr als einer Million Zugriffe, hunderttausende Besucher. Wir hätten achthundertfünfzig Bürger wegen Missachtung des Urheberrechtes verklagen, Geld einfordern können, 'Aber das Kulturamt hatte auch nichts bezahlt!' Keine Gebührenordnung. Kein Rechtsschutz. Rechtsanwälte, die mit Hilfe von Abmahnungen viel Geld verdienten. E zog es vor, für ein Bürgergeld zu kämpfen, das Menschen, die gemeinnützig arbeiten, mit einem Grundgehalt finanziert. Gewerkschaft ließ Künstler im Stich.

Künstler hatten mich Vorbild genannt, gefragt, ob sie Meisterschüler werden könnten. Ich zitierte die Bezeichnung 'verdienstvolle deutsche Künstlerin', wenn ich für ein bedingtes Grundeinkommen für Menschen, die im Sozial-, Familien-, Kultur- und Kunstbereich respektiert, aber unbezahlt arbeiten, und für ein bedingungslose Grundsicherung aller Bürger kämpfte. Ich nannte Kampf Sozialsulptur. Die Kulturstiftung des Bundes förderte mit mehr als sechzig-tausend Euro ein Architekturbüro, dass diskutieren lassen

wollte, ob eine Totenkultpyramide in Mecklenburg Arbeitslosigkeit absenken könnte. Wir bewachten als Künstler im ART-Center Berlin Bilder derer, die über Geld verfügten, Räume und Wachpersonal anmieten zu können. Wir verloren den Job, weil für Arbeitgeber, die Erwerbslose einstellten, keine Minijobregelung galt. Verwertungsgesellschaften Bildkunst und Wort finanzierten sich von Geldern, die sie u.a. von Drucker- und Computerproduzenten eintrieben, Monatsgehälter. Künstler sollten Nutzungen selbst recherchieren und melden. Sie erhielten Beträge, die den Rechercheaufwand nicht rechtfertigten. Es stünde Künstlern frei, Bilder auszustellen, Texte zu veröffentlichen oder nicht. Die Galeristin vom Willy-Brandt-Haus kam ins Atelier, schlug zum Jahrestag des Mauerfalls eine Ausstellung mit E's Postkartenzeichnungen vor. Ohne Finanzierungskonzeption. Sie schrieb später, dass Ausstellungsräume für Wahlkampf gebraucht werden.

Ein Galerist behauptete, Galeristen würden Karteikarten über Kunden führen, jede Eigenart, Vorliebe notieren. Auch andere Galeristen behaupteten, nicht vom Laufpublikum zu leben sondern Sammlern, mit denen man 'sehr vorsichtig' umgehen müsse. Galeristen wie Judy Lübke erzählten, dass es aus sexuellen Gründen gut sei, Galerist zu sein. Diese Art Kunstwelt wirkte befremdlich wie Kunst selbst. E hätte sie betreten - müssen, wenn sie ein Chance gehabt hätte, sich in ihr den Lebensunterhalt verdienen zu können.

Galeristen umgaben sich mit berühmt gemachten Künstlern oder Jungstars. E fand sich albern, wenn sie Hoffnung fühlte, dass sie Arbeitspartner werden und sie aus der Art Knasttrivial erlösen. Galeristen mit Namen wie Förster, Schuster grüßten sehr freundlich, als könnte ich Kunstkäuferin sein. E hätte gern resigniert, im Resignieren wächst Gefühl von Einsamkeit.

Der Bericht der Enquetekommission für Kultur vor dem Bundestag ließ E zusammenbrechen. Er bot keine Problemlösung an. Wir erhielten eine mit Demütigungen und Schikanen verbundene Grundsicherung, die geringer war als der Steuerfreibetrag, mit der wir Essen, Wohnung, Kleidung, Heizung, Strom... finanzieren mussten. Wir durften Berlin nicht verlassen, wenn wir keinen Honorarvertrag vorweisen konnten. Arbeitsvermittlerin: „Deutschland ist keine Kulturnation.“

Der Pressesprecher des Oberbürgermeisters riet, sich um Stellen im

öffentlichen Beschäftigungssektor zu kümmern, diese Art Arbeitsstellen sollten laut Ausschreibung Analphabeten, Alkoholiker, Drogensüchtige, Kriminelle erhalten. Für Zustimmungen war der Stadtrat für Soziales zuständig, nicht der Stadtrat für Kultur. Ein Stadtrat für Soziales muss sich um hungernde und verkrüppelte Kinder kümmern, nicht um Kunst und Kultur, die über Weckreize und Dominoeffekte helfen können, eine Gesellschaft so zu verändern, dass Gerechtigkeitsgefühl herrscht. Wir konnten nach vier Jahren Management- und Bürokratiearbeit zwei Stellen realisieren und waren verpflichtet, in Spandau zu hausen. Spandau war eine ehemalige Garnisonsstadt und galt als sozialer Brennpunkt. Auf die Frage, ob bedeutende Künstler in Spandau gelebt hatten, hatte die Leiterin des Kunstamtes geantwortet: 'Kisch saß hier im Knast, Zech auch.' Wir wohnten am Fluss. Wir kamen mit dem Auto rasch ins Zentrum Berlins, aber auch in den Moorwald. E war von Landschaften fasziniert, bevor die Akademie der Künste behauptete: Die Landschaften kehren zurück. Wer im Netz Kunst in Spandau suchte, kam nun in die Kunstlandschaft Spandau.

E und K entwickelten für die Arbeit mit Kindern eine Filmtechnik, in der über Rückkopplungen und Negativeinstellung unendlich scheinende und farbenprächtige Räume entstanden, in denen Kinder und Jugendliche scheinbar vielfältig agierten, 'pictures in process.' Der Performanceakt würde auch im Hamburger Bahnhof als Kunstaktion funktionieren.

E fragte in Mexiko Künstler, ob sie von ihrer Arbeit leben könnten. "Ja." Geschäftsleute würden Wert darauf legen, Bilder einheimischer Künstler in Geschäftsräume zu hängen. In Deutschland wurden selbst Arztpraxen zu Verkaufsgalerien erklärt, kein Honorar bezahlen zu müssen. Ich hörte beständig, dass, falls ich einen fähigen Manager fände, mit viel Geld leben könnte.

Ausstellungseröffnungen sind Begegnungsorte. Ich fühlte mich in Deutschland als Grenzgänger zwischen Kulturmanagement, Journalismus, Wort- und Bildkunst diskriminiert, aber ich lebte in einer Tradition – Fluxus. Das Fluxusmuseum in Potsdam wirkt wie ein normales Museum. Im Laden: Buntes. Wenn ich Künstler in einem Performanceakt darstellen müsste, müsste ich sie als Bittsteller und Bettler demaskieren.

E hatte sich nach dem Gespräch mit dem Kulturdezernenten von Jena Haare Gelb gefärbt, sie wählte schwarze und rote Kleidung, um ein anderes

Deutschland verkörpern zu können. Bruder sagte, ich solle mich bei der Dokumenta bewerben. Politisch orientierte Kunst sei wichtig. 'Wie soll ich mich bei der Dokumenta bewerben?' Aber ich freute mich, dass er das gesagt hatte. Meine Tochter hing die Bilder nicht mehr auf, sie sie sich ausgewählt hatte. Im Kampf gegen Putschisten im eigenen Fleisch, sah ich unfreiwillig wie ein Häftling aus. Ich tat nicht so, als ob das eine Mode wäre.

Als ich zur Kur fuhr, dachte ich, dass ich mir Geld vom Familienkonto borgen und eine Kamera kaufen sollte. K erhielt den Tipp, eine Fotokamera mit Videofunktion zu kaufen. Ich wollte einen tradierten Film drehen, aber dann merkte ich, dass das ohne Geld nicht funktionieren kann. E ließ sich von in einander gespiegelten Landschaften faszinieren, Tunneln, Berggipfeln und Wolken. K lernte die Kamera ruhig zu halten. Tochter begann, mich aus ihrem Leben aus zu stoßen. Ihr Mann schien sie vor die Wahl gestellt zu haben: Deine Mutter oder ich. Mein Vater hatte meine Mutter vor die Wahl gestellt: Deine Tochter oder ich. Oder sie brauchte mich nicht mehr. Kinder waren mir wichtiger gewesen als beruflicher Erfolg.

Wir gingen erneut in Vorleistung für ein Netzwerk. K arbeitete unbezahlt für einen Filmemacher, der ohne Bezahlung keine Gegenleistung einbringen wollte. Als er fair bezahlt für unsere Projekte arbeitete, lieferte er falsch adressierte Rechnungen, Einnahmen würden sonst verrechnet. Wir lebten im Gegensatz zu ihm ohne Grundabsicherung. Er ließ Jugendliche seine Kurzfilmideen auf Hollywoodniveau umsetzen, wir erarbeiteten aus Angeboten, die Jugendliche machten, Kunstwerke, unter die wir bereit waren, unsere Namen zu setzen.

'Tunnel am Ende des Lichts.' - 'Falls Menschen Gottes Ebenbild sind, ist er Ebenbild des Menschen. Du kannst eine schwärende Wunde an einen Spiegel halten, sie sieht dann aus wie ein Schmetterling. Gott ist glücklich.' - 'Schwanensee. Im Vordergrund Krieg.' Wir fertigten Filme, die uns trotz skeptischem Blick faszinieren konnten. Ein Fernsehredakteur erklärte, wir würden als Filmemacher zu experimentell arbeiten, andererseits wurden experimentelle Filme von Männern gezeigt. Stipendien sollten Unfairness ausgleichen helfen, - wenige, gering dotiert. Jurorinnen arbeiteten in Netzwerken, denen E nicht angehört, sie will kein Spinnennetzleben.

Der Kurator der Kunsthalle Wien behandelte E noch immer respektvoll. Der Mann, der in Wien Galerist hatte werden wollen, bot an, Gelder für eine

Monografie und eine Ausstellung in einem Wiener Café zu organisieren; E beschloss, einverstanden zu sein, falls das eine erneute Abenteuersuche in Wien finanzieren könnte. E überlegte, ob wir ein Kunstprojekt für die Kunsthalle Wien entwickeln sollten, in dem wir für einige Wochen hausen könnten, diese Art Kunst hätte sie auch als Gesunde überlastet. Fibromyalgie sei nicht heilbar. E reagierte erleichtert, als Rentenversicherung und Künstlerhilfe Existenzminimum absicherten, auch wenn in beidem kein Rechtsanspruch realisiert ist, sondern ein Gnadenakt. 'Auch Pferden gibt man den Gnadenschuss', ich hoffte, Wunder durchleben zu können und sagte 'Prinzip Hoffnung' wie ein Gebet."